

# **Jahrbuch**

für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay

Herausgegeben vom

Verein für Geschichte und Kultur  
der Mennoniten in Paraguay

11. Jahrgang 2010

Umschlaggestaltung: Rendi Klassen, Grafil S.R.L.

Satz: Gundolf Niebuhr

Korrektur: Michael Rudolph/Jakob Warkentin

Druck: Imprenta Litocolor, Asunción

**Jahrbuch 2010**  
**für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay**

**Schriftleitung:**

Dr. Jakob Warkentin	<jwarken@tigo.com.py>
Gundolf Niebuhr MA.	<gundolfn@gmail.com>
Dr. Hans Theodor Regier	<theodor@rieder.net.py>

**Internet: [www.menonitica.org](http://www.menonitica.org)**

Der Deckel dieser Ausgabe des Jahrbuches zeigt ein Banner, welches Maria Friesen für das diesjährige Symposium erstellt hatte, sowie Fotos einiger Redner.

*Das Jahrbuch der Mennoniten in Paraguay ist eine Publikation mit wissenschaftlichem und kulturellem Charakter, die sich mit dem Leben der Mennoniten Paraguays und ihrer wechselseitigen Beziehungen zur Umwelt befasst. Es wird herausgegeben vom Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay. Der Bezugspreis beträgt 35.000 Gs. im Inland, 15 US\$ für Leser im Ausland.*

## Inhaltsverzeichnis

VORWORT.....	5	
ROBERT WIENS		
DAS FRIEDENSZEUGNIS DER MENNONITEN IN DEUTSCHLAND.....	9	
ROBERT WIENS		
BIBLISCHE GRUNDLEGUNG UNSERES FRIEDENSZEUGNISSES .....	19	
ERNST WEICHSELBERGER		
VOM CHRISTLICHEN DIENST ZUM FRIEDENSZEUGNIS .....	29	
JAKOB WARKENTIN		
DAS FRIEDENSZEUGNIS DER PAXBOYS AUS NORDAMERIKA.....	35	
ROGELIO DUARTE		
LAS PRÁCTICAS PACIFISTAS EN LAS IGLESIAS MENONITAS .....	45	
EDUARD FRIESEN		
PRAKTISCHE ASPEKTE DER MENNONITISCHEN FRIEDENSARBEIT IN PARAGUAY.....	59	
<b>KULTURELLER TEIL.....</b>	<b>79</b>	
UWE FRIESEN	EINE FRIEDENSTAT IM CHACOKRIEG .....	81
ERWIN ENNS	KINDHEITSBILDERBUCH .....	86
ERWIN ENNS	WAS BEDEUTET ES, SICH ZU ERINNERN? .....	89
BEATE PENNER	STUDIENFAHRT NACH DEUTSCHLAND .....	91
JAKOB WARKENTIN	JOHANNES D. DYCK, DER “GOLDGRÄBER” .....	96
MARTIN W. FRIESEN	KRIEGSGETÜMMEL IM „FRIEDENSSTAAT“ .....	100
<b>BUCHBESPRECHUNGEN .....</b>	<b>115</b>	



## Vorwort

Das Thema des diesjährigen Jahrbuchs ist „Das Friedenszeugnis der Mennoniten.“ Als historische Friedenskirche haben die Mennoniten in aller Welt immer wieder mit diesem Thema zu tun gehabt. Ihre Antworten auf diese Herausforderung sind recht unterschiedlich gewesen. Manche haben das Friedensgebot der Bibel sehr ernst genommen, andere relativiert und wiederum andere ganz vernachlässigt.

Auf dem diesjährigen Symposium des Geschichtsvereins der Mennoniten in Paraguay haben wir einige Aspekte des Friedenszeugnisses einmal unter die Lupe genommen. Dabei wurde nach der Grundlage des Friedenszeugnisses gefragt und nach dessen Realisierung in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten. Die Referenten behandelten jeweils das ihnen vom Geschichtsverein gestellte Thema.

Robert Wiens legte die biblische Grundlage zu den nachfolgenden Themen, indem er über „Gottes Schalom-Projekt“ sprach, dann Jesu Opfertod als „Kreuzigung der Gewalt“ interpretierte und schließlich darstellte, welche Modelle der Konfliktlösung die Gemeinde anzubieten hat. An Hand von Psalm 85, 11 zeigte er auf, dass „Schalom ist, wo sich Gerechtigkeit und Frieden küssen.“

Über das Friedenszeugnis der Mennoniten in Deutschland konnte Robert Wiens aus eigener Erfahrung und aus jahrelanger Beschäftigung mit der Friedensfrage sprechen. Drei Jahre war er Schriftleiter der Zeitschrift „Die Brücke“, die von den Mennoniten in Deutschland herausgegeben wird, und vier Jahre war er Mitarbeiter des Deutschen Mennonitischen Friedenskomitees (DMFK). Er führte aus, dass bei den Mennoniten in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg eine Neubesinnung in der Friedensfrage stattgefunden habe. Im Laufe der Zeit habe sich das Friedenszeugnis in verschiedenen Bereichen ausgewirkt, wobei das DMFK, das Mennonitische Hilfswerk und das Missionswerk jeweils verschiedene Akzente gesetzt hätten. Eine bessere Zusammenarbeit unter diesen drei Orga-

nisationen könnte seiner Meinung nach zu einem effektiveren Friedenszeugnis beitragen.

Ernst Weichselberger behandelte das Thema „Vom christlichen Dienst zum Friedenszeugnis“, das sich konkret auf die Erfahrungen der Mennoniten in Paraguay bezieht. Da er jahrelang der Leiter des Christlichen Dienstes (CD) in diesem Land gewesen ist, konnte er die historische Entwicklung dieser Friedensarbeit kompetent darstellen. Er stellte drei Modelle des CD vor und berichtete über Friedenskonferenzen, die zur Förderung des Friedenszeugnisses beitragen sollten. Er schlug vor, die Friedenslehre und die praktische Arbeit des CD stärker zu verzahnen, damit das Friedenszeugnis durch Wort und Tat in der Umwelt verstärkt zum Tragen komme.

Die Paxboys aus Nordamerika haben in Paraguay einen wertvollen Friedensdienst verrichtet, indem sie am Bau der Ruta Transchaco entscheidend mitgearbeitet haben. In Wort und Bild berichtete Jakob Warkentin über diese Arbeit und betonte in seinen Ausführungen, dass ein solcher Friedensdienst nicht nur die Paxboys selbst, sondern auch ihre Heimatgemeinden und vor allem auch die Situation der Menschen in Paraguay verändert habe. Warkentin schlug vor, dass die Mennoniten in Paraguay ein Pilotprojekt des von der paraguayischen Verfassung vorgesehenen, aber bisher noch nicht reglementierten Ersatzdienstes starten sollten, das dann eventuell Modellcharakter haben könnte.

Die Friedenslehre und Praxis in den spanischsprachigen Gemeinden in Paraguay sollte von einem Lateinparaguayer dargestellt werden. Rogelio Duarte, ein Dozent am Theologischen Seminar CEMTA in Asunción, war bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Seine Ausführungen erfolgten in Spanisch, d. h. in der Nationalsprache des Landes. Er machte eine systematische Einführung in das Thema und behandelte einzelne Aspekte auf verschiedenen Ebenen, indem er Frieden mit Gott und mit sich selbst, dann Frieden in der Gemeinschaft und auch Frieden mit der Natur behandelte. Er hob hervor, dass die deutschsprachigen Mennoniten in ihrer Missionsarbeit hauptsächlich den Frieden mit Gott betont hätten, die Friedensarbeit im täglichen Leben sei dabei aber zu kurz gekommen. Die spanischsprachigen Mennoniten seien aber seit einiger Zeit dabei, das Täufererbe und damit auch die Friedensfrage stärker zu betonen.

Sehr ausführlich stellte Eduard Friesen die Praxisfelder der mennonitischen Friedensarbeit in Paraguay dar. Sie reichen vom Leprakrankenhaus auf Km 81 bis zur Missionsschule von Rancho Ocho in Paratodo. Bei der Auswertung seiner

Analysen hob er vor allem die Verbindung von Glauben und Praxis hervor. Er führte aus: „Verkündigung und soziale Arbeit sind nicht voneinander zu trennen. Sie sind wie die zwei Flügel einer Flugmaschine. Bricht der eine oder der andere Flügel ab, stürzt die Maschine ab. Tun beide ihren Dienst, wird die Maschine weitergetragen. ...Wir haben ein großes geistliches, geistiges, humanes und materielles Kapital. Investieren wir es, und der Friede wird unser aller sein.“

Im kulturellen Teil haben wir recht verschiedene Beiträge. Uwe Friesen beschreibt, wie eine Friedenstat im mörderischen Chacokrieg die Feindschaft zwischen Bolivianern und Paraguayern besiegt. Und Martin Friesen beschreibt, wie sich die neu gegründeten Kolonien Menno und Fernheim während des Chacokrieges verhalten haben. Von den militärischen Befelshabern im Chacokrieg um friedliche Mithilfe gebeten, gehen die Bürger der Kolonie Menno und der Kolonie Fernheim unterschiedliche Wege. Ja, selbst in den einzelnen Kolonien gibt es unterschiedliche Auffassungen. Ein gemeinsames Vorgehen im Blick auf die politischen und militärischen Machthaber war damals noch nicht möglich.

Erwin Enns, in Fernheim geboren und aufgewachsen, hat in Deutschland studiert und dort auch die längste Zeit seines beruflichen Lebens verbracht. Doch in der Ferne kommen immer wieder Erinnerungen aus den verflossenen Jahren hoch, die er dann in Versen oder in Reflexionen festhält. Gelegentliche Besuche in der ehemaligen Heimat verstärken die aufkommenden Gefühle und Erinnerungen.

In dem Beitrag „Studienfahrt nach Deutschland“ berichtet Beate Penner über die Jugendlichen aus Friesland, die 1939 als Vorboten für ihre Familien nach Deutschland gingen, um dort eine Ausbildung auf dem Gebiet der Landwirtschaft zu machen. Stattdessen gerieten sie in den Zweiten Weltkrieg, in dem mehrere Teilnehmer ihr Leben lassen mussten. Wie sich dieses Unternehmen auf eine Familie auswirkte, wird von Beate Penner auf einfühlsame Art nachempfunden.

Dass auch Mennoniten zu den Goldgräbern in Kalifornien gehörten, beschreibt Jakob Warkentin in seinem Beitrag über Johannes D. Dyck, der Urgroßvater von Peter J. Dyck. Es handelt sich hier um einen Auszug aus dem Buch „Dienst im Namen Christi. Leben und Wirken von Peter und Elfrieda Dyck“, das noch in diesem Jahr von ihm veröffentlicht werden wird.

Einige Buchbesprechungen beschließen dieses Jahrbuch. Es ist erfreulich, dass bereits die Enkel der Einwanderergeneration sich für die Geschichte ihre Vorfahren interessieren.

Ich danke allen Beteiligten für die zur Verfügung gestellten Beiträge und Gun-

dolf Niebuhr, Michael Rudolph und Rendi D. Klassen für die Vorbereitung und Drucklegung dieses Jahrbuches. Ich hoffe, dass auch die Leser auf ihre Kosten kommen.

Jakob Warkentin



## Das Friedenszeugnis der Mennoniten in Deutschland

Robert Wiens

Trotz des umfassenden Titels kann ich Ihnen keine Gesamtschau des mennonitischen Friedenszeugnisses in Deutschland geben. Von 2000 bis 2007 war ich Glied der Mennonitengemeinde Bammental bei Heidelberg. Fast drei Jahre hatte ich in dieser Zeit die Schriftleitung der mennonitischen Zeitschrift DIE BRÜCKE inne, und etwa vier Jahre habe ich für das Deutsche Mennonitische Friedenskomitee (DMFK) gearbeitet. Was ich euch von daher vortragen kann, ist nur das, was ich in dieser Zeit von deutschen Mennoniten zum Thema Friedenszeugnis gelernt habe. Gelernt nicht so sehr an entsprechender Theorie, sondern aus Beobachtungen, Erzählungen, Erfahrungen. Ich werde vier Phasen beschreiben, in denen das Friedenszeugnis sich jeweils neue Aufgaben erschloss, ohne dass die vorherigen fallen gelassen wurden. Ich werde mich dabei hauptsächlich auf die in der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden zusammengeschlossenen, „alteingesessenen“ Gemeinden beziehen. Was im gleichen Zeitraum in den Rückwanderer- oder Brüdergemeinden auf diesem Gebiet geschah, entzieht sich meiner Kenntnis.

### 1. Neubesinnung

Wenn ich Mennoniten in Deutschland über ihr Friedenszeugnis reden hörte, so schien das früheste erwähnenswerte Datum nach 1600 normalerweise der schleichende Verlust der Wehrlosigkeit zu sein, der seinen Höhepunkt wohl im Dritten Reich fand. Dass aus dem Zweiten Weltkrieg kein einziger deutscher Kriegsdienstverweigerer bekannt ist, scheint manche Mennoniten bis heute mit Scham zu erfüllen, ebenso wie die schleppende Aufarbeitung dieser Tatsache nach 1945. Diether Götz Lichdi sieht den Anfang einer allgemeinen Diskussion über das ver-

lorene Friedenszeugnis in einer „Thomashöfer Erklärung“ von 1949. Dort heißt es, dass den Verfassern „das Zeugnis dieser biblischen Wahrheit von der Wehrlosigkeit erneut zur Verpflichtung geworden ist“.<sup>1</sup> Im Juni 1950 folgt ein entsprechender Beschluss des Verbandes der Mennonitengemeinden in Süddeutschland. Als nach der Wiederbewaffnungsdebatte schon 1955 die Bundeswehr gegründet wurde, gründeten engagierte Mennoniten 1956 das Deutsche Mennonitische Friedenskomitee<sup>2</sup>. Es hatte die Aufgabe, die Wehrlosigkeit in den Mennonitengemeinden zu propagieren, wo möglich auf die Einrichtung des Zivildienstes Einfluss zu nehmen und vor allem Kriegsdienstverweigerer in den damals noch sehr schwierigen Verweigerungsverfahren zu beraten. Über viele Jahre war letzteres die Haupttätigkeit des DMFK. Noch bis 1975 aber scheint die Zahl der jungen Männer im Zivildienst und im Kriegsdienst etwa gleich groß gewesen zu sein.<sup>3</sup> Bis heute scheint mir das Urteil, die Mennonitengemeinden seien im Dritten Reich ihrer Aufgabe zum Friedenszeugnis nicht gerecht geworden, ein prägendes Motiv in den Bemühungen deutscher Mennoniten um ein angemessenes Friedenszeugnis zu sein. Unausgesprochen scheint oft die Frage im Raum zu stehen: Sind wir besser gerüstet, besser vorbereitet zum Widerstand als unsere Väter 1933 bis 1945? Wäre heute unser Friedenszeugnis sichtbarer, konsequenter, lebendiger? Und wir hier in Paraguay? Verpflichten uns die Erfahrungen unserer Großväter in Russland in ähnlicher Weise? Oder müssen wir hier noch vielmehr an Aufarbeitung leisten?

## 2. Friedensbewegung

Neben materieller und praktischer Hilfe unterstützte das MCC nach dem Krieg auch eine theologische Neuorientierung. Auf Jugendveranstaltungen mit John Howard Yoder wurde beispielsweise nach einem tragbaren Fundament für ein sichtbares christliches Friedenszeugnis gesucht. Vor allem junge Mennoniten begannen sich in der erstarkenden Friedensbewegung zu engagieren und in dieser Bewegung ihren Glauben zu bezeugen. Das DMFK wurde gestärkt und begann vermehrt theologisch und bald auch politisch zu arbeiten. Seit 1983 gibt es eine feste Geschäftsstelle und bald einen teilzeitig angestellten Mitarbeiter. Man be-

---

<sup>1</sup> zitiert nach Lichdi, Diether Götz: Mennoniten in Geschichte und Gegenwart, 2004, S. 205.

<sup>2</sup> siehe [www.dmfk.de](http://www.dmfk.de).

<sup>3</sup> Lichdi 2004, S. 209.

gann sich intensiv an ökumenischen Diskussionen zum Thema „Frieden“ zu beteiligen, wie zum Beispiel an der Initiative für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“. Man beteiligte sich an Anti-Atom-Demos, öffentlichen Friedensgebeten, Menschenketten, Sit-ins und an den Protesten gegen den Rüstungswettlauf. Das DMFK war maßgeblich an der Bewegung zur Steuerverweigerung beteiligt, die das Recht des Staates auf jenen Prozentsatz an Steuern in Frage stellt, der ans Militär geht. Ein so radikales und politisch stark profiliertes Friedenszeugnis wie es ein Teil der Mennoniten in dieser Zeit entwickelte, stieß aber nicht bei allen auf Zustimmung. Als 1985 die Mitgliederversammlung der norddeutschen Vereinigung eine Erklärung verabschiedet, in der Jesu gewaltloser Weg „als gültiges und verbindliches Evangelium“ geltend gemacht wird und den Wehrpflichtigen die Verweigerung empfohlen wird, heißt es gleichzeitig: „Wir achten und tragen aber auch diejenigen, die sich für die Ableistung des Wehrdienstes entschieden haben.“<sup>1</sup> Der Verband aus Süddeutschland hatte im gleichen Jahr in sein Selbstverständnis geschrieben, dass Gewaltlosigkeit, Kriegsdienstverweigerung und Friedenszeugnis zu seinem Gemeindeverständnis gehören – ohne Einschränkung.<sup>2</sup>

Während das DMFK seither sein zunehmend politisches Friedenszeugnis als radikale Nachfolge Jesu versteht, war und ist dies bis heute einigen Mennoniten zu „fundamentalistisch“ und anderen zu „links“, einigen zu extravagant und anderen zu politisch. Als einem, der von außen dazu kam, wirkte es auf mich manchmal, als hätten sich aus dieser Zeit gewisse Klischees erhalten, nach denen sich im Mennonitischen Hilfswerk eher jene engagieren, die als „liberaler“ gelten, im Friedenskomitee die „Linken“ und im Missionskomitee die „Konservativen“. Gott sei Dank habe ich in Wirklichkeit zu viele Ausnahmen hierfür kennen gelernt, als dass man solch ein Klischee zur Regel erheben könnte. Aber mit der tendenziellen und zumindest organisatorischen Dreiteilung in ein „helfendes“, ein „politisches“ und ein „verkündigendes“ Christuszeugnis scheint mir die Qualität und Nachhaltigkeit aller drei Werke in Frage gestellt. Bis heute scheitern alle Versuche zu einer institutionellen Zusammenfassung der drei Werke an den gewachsenen Strukturen, persönlichen Animositäten und einigen inhaltlichen Differenzen. Wenn wir in Paraguay von den Erfahrungen der deutschen Mennoniten lernen wollen, müssen wir darauf achten, das Friedenszeugnis als wesentlichen

---

<sup>1</sup> a. a. O., S. 208.

<sup>2</sup> a. a. O.

Teil unserer missionarischen und diakonischen Aufgaben zu verstehen und umgekehrt.

### 3. Projektzusammenarbeit

Auch ohne eine institutionelle Integration der verschiedenen Werke boten sich immer öfter Möglichkeiten zur Zusammenarbeit. Die verschiedenen Hilfswerke und das Friedenskomitee entsandten immer wieder Freiwillige zu Projekteinsätzen ins Ausland. Auch um dies zu vereinfachen und zu fördern, wurde 1986 „Christliche Dienste“ (CD)<sup>1</sup> gegründet. Nach Ende des Kalten Krieges wurde die Verweigerung des Wehrdienstes ständig erleichtert, was einerseits den Beratungsbedarf senkte, andererseits leisteten nun viele jungen Männer ihren Zivildienst auf einer von CD vermittelten Stelle im Ausland. 1998 waren mit CD bereits 75 Personen in 10 verschiedenen Ländern im Einsatz. Von 104 Bewerbern wurden 1997 nur 43 angenommen.<sup>2</sup>

Während des ersten Krieges zwischen den USA und dem Irak war das DMFK mitbeteiligt an der Entsendung von Beobachtern und „lebenden Schutzschilden“. Ausstiegswillige US-Soldaten wurden beraten und Deserteure tatkräftig unterstützt. Während des Balkankrieges kam es zu einer sehr regen und ausgedehnten Zusammenarbeit von Friedenskomitee und Hilfswerken. Viele LKWs mit Hilfsgütern wurden gesammelt und von mennonitischen Freiwilligen in das Kriegsgebiet gefahren. Christliche Gemeinden auf dem Balkan wurden kontaktiert und vielfach unterstützt, auch mit dem Gedanken, dass die Botschaft der Feindesliebe und Versöhnung inmitten von Krieg und Hass den Gemeindeaufbau besonders fördern könnte. Das Engagement der Mennoniten für die Arbeit des Friedenskomitees erreichte in den neunziger Jahren Höhepunkte wie niemals davor oder danach.

Eine der wichtigsten Lehren hieraus ist meines Erachtens, dass konkrete Projekte das Engagement der Leute verstärken. Viele, die kaum zu Tagungen über das christliche Friedenszeugnis kommen würden, leisteten mit Begeisterung Wiederaufbauarbeit auf dem Balkan. So mancher war zehn Jahre später noch auf Veranstaltungen des DMFK aufgrund der Verbundenheit, die in Kriseneinsätzen gewachsen war und vielleicht auch wegen Erinnerungen an gemeinsam bestandene

---

<sup>1</sup> siehe [www.christlichedienste.de](http://www.christlichedienste.de).

<sup>2</sup> Lichdi 2004, S. 210.

Abenteuer zwischen den Fronten. Freiwillige, für die während des Einsatzes in ihren Gemeinden besonders gebetet wurde und die nach ihrer Rückkehr von dem Erlebten berichteten, schufen Identifikation der Gemeinden mit der Arbeit des DMFK, erhöhten das Interesse an Friedensthemen und vervielfältigten das finanzielle, geistliche und tätige Engagement der Gemeinden. Wenn wir das Friedenszeugnis in unserem Land stärken wollen, wird das nur begrenzt über Tagungen wie diese gehen, obwohl es ohne sie ganz sicher auch nicht geht. Für eine Breitenwirkung aber werden konkrete Projekte zum Zupacken unerlässlich sein. Sinnvoll ist auch, eine Vielzahl von Projekten mit unterschiedlichen Aufgaben, Voraussetzungen und Rahmenbedingungen anzubieten. Einer packt gerne Tüten, der andere sucht lieber Abenteuer in Krisengebieten, einer baut lieber Häuser, der andere schreibt Briefe, einer lässt sich für zwei Jahre verpflichten und der Nächste nur für einen Monat oder einige freie Tage. Aber jeder ist Teil der gemeinsamen großen Aufgabe.

Wie die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Organisationen bei diesen Einsätzen meines Erachtens zeigt, ist eine umfassende Herangehensweise für alle Beteiligten sinnvoll. Jede Isolierung von Diakonie, Friedenszeugnis oder Mission greift zu kurz, was den Leuten in Krisensituationen besonders ins Auge sticht.

#### **4. Vervielfältigung der Initiativen**

In den letzten zehn Jahren haben die Felder und Organisationen, in denen sich Mennoniten aus Deutschland für den Frieden einsetzen, drastisch zugenommen.

Nach Beendigung der Einsätze auf dem Balkan wurde die Frage immer häufiger gestellt, ob nicht auch mit den Konflikten in den eigenen Mennonitengemeinden mehr als bisher gearbeitet werden müsse. Ob man nicht auch die eigenen Probleme anpacken müsse, statt den Frieden nur in anderen Ländern zu bezeugen. Es wurde eine weitere Person beim DMFK angestellt, um Konflikte in Gemeinden zu bearbeiten. Leider wurde diese unsere Arbeit nach etwa vier Jahren aus finanziellen Gründen wieder eingestellt, doch aus dem entstandenen Gemeindeberatungsnetzwerk ging das noch brandneue COMPAX-Programm<sup>1</sup> der Bibelschule Bienenberg hervor. Auch außerhalb dieses Netzwerkes engagierten sich zunehmend mehr Mennoniten als Mediatoren und Konfliktbearbeiter.

---

<sup>1</sup> [www.compax.org](http://www.compax.org).

Die norddeutsche Vereinigung von Mennonitengemeinden hatte durch ihren Vertreter beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) für eine vertiefte Diskussion der Friedenstheologie geworben. Es gelang Fernando Enns, den ÖRK zu einer „Dekade zur Überwindung von Gewalt“<sup>1</sup> zu bewegen, die im kommenden Jahr endet. Vielfach war diese Dekade der Anstoß, um über theologische Legitimationen von Gewalt zu disputieren, um zwischen Großkirchen und Mennoniten miteinander zu diesem Thema ins Gespräch zu kommen, Missverständnisse aufzudecken, bleibende Unterschiede zu eruieren und vor Vertretern der Großkirchen Zeugnis für ein gewaltfreies Evangelium abzulegen.

Da die Beziehung zwischen der Vereinigung und dem DMFK aufgrund persönlicher und inhaltlicher Differenzen recht angespannt war, die Vereinigung aber kein eigenes Friedensprojekt vorzuweisen hatte, wurde im Zuge der Dekade das Mennonitische Friedenszentrum Berlin (MFB)<sup>2</sup> gegründet. Ähnlich wie das MCC-Büro in Washington wollte man hier nahe an der Regierung sein, um bei gewissen Themen Informationen bieten und Einfluss ausüben zu können. Mittlerweile engagiert sich das MFB auch stark in Stadtteilarbeit im Sinne der „strategischen Friedensarbeit“.

Noch vor Beginn des Irakkrieges 2002 wurde unter Leitung des DMFK das Military Counseling Network (MCN)<sup>3</sup> gegründet, ein Beratungsangebot für US-Soldaten. Da Deutschland die wichtigste Drehscheibe des US-Nachschubs in den Irak und nach Afghanistan ist und es bisher keine Arbeit mit US-Kriegsdienstverweigerern in Deutschland gab, war die Position günstig. Seither hat MCN viele Beratungen durchgeführt, mehrere sehr prominente Fälle begleitet, Soldaten den Ausstieg aus dem Militär ermöglicht und Fahnenflüchtigen beim Auftauchen aus dem Untergrund geholfen. Und das alles wird von zwei meist US-amerikanischen Freiwilligen von einem kleinen Zimmer im DMFK-Büro in Bammental aus organisiert und geleitet.

Durch persönliche Beziehungen entwickelte sich etwa ab 2005 eine Unterstützung von „The Frontiers“<sup>4</sup>, einer südkoreanischen Organisation, die eine als Englischkurse aufgemachte Friedensschulung in Afghanistan durchführte. Neben solchen einmonatigen Einsätzen in Afghanistan bot das DMFK in der gleichen Zeit

---

<sup>1</sup> [gewaltueberwinden.org/de](http://gewaltueberwinden.org/de).

<sup>2</sup> [www.menno-friedenszentrum.de](http://www.menno-friedenszentrum.de).

<sup>3</sup> [www.getting-out.de](http://www.getting-out.de).

<sup>4</sup> <http://www.thefrontiers.org>.

mehrfach Reisen nach Israel und Palästina an, die als besonderen Schwerpunkt versuchten, israelische und palästinensische Friedensarbeit sowie Christen in beiden Nationen kennen zu lernen und zu unterstützen.

Zahlreiche Kontakte zu den Christian Peacemaker Teams (CPT)<sup>1</sup> führten dazu, dass unter Mitarbeit des DMFK zur Zeit ein deutscher Zweig dieser Organisation aufgebaut wird. CPT entstand als Antwort auf die Rede Ron Siders bei der Menonitischen Weltkonferenz 1984 in Straßburg, als er fragte, wann Christen bereit seien, sich mit ebenso viel Opferbereitschaft dem Unrecht in den Weg zu stellen, wie Soldaten sie im Krieg zeigen.

Daneben bestand die Arbeit des DMFK vielfach in der Erstellung von Materialien zu konkreten Anlässen. Seien es Materialien für Friedensgebete, beispielsweise nach dem 11. September 2001, oder als vier Mitarbeiter von CPT im Irak entführt wurden, oder eine umfangreiche Zusammenfassung der Kritik an den militärischen Implikationen der geplanten EU-Verfassung. Als Ricardo Esquivia in Kolumbien von regierungsnahen Kreisen bedroht wurde, übernahm das DMFK die Verteilung von Formbriefen und Faxnummern in Deutschland, bis die kolumbianische Regierung mit Faxen überschüttet wurde und sich die Sicherheitslage für Ricardo besserte. Um das öffentliche Interesse für Friedenstheologie immer neu zu wecken, wurde bei der Herausgabe von Büchern mitgearbeitet, Infostands auf Kirchentagen und Ausstellungen wurden durchgeführt. Im Kontakt mit der Stadt Rottenburg und der dortigen katholischen und evangelischen Kirche wurde mehrfach der Michael-Sattler-Preis verliehen, um an den dort hingerichteten Täufer und seine Feindesliebe zu erinnern.

Was können wir hier daraus lernen? Zum einen darf Friedenszeugnis nie den Bezug zu den Gemeinden und ihren konkreten Problemen verlieren. Sonst kommt man schnell in die Verlegenheit, in der Welt für Frieden zu werben und die eigene Kirche zu spalten. Daher kommt gemeindlichen Mediationsprogrammen meines Erachtens eine sehr wichtige Rolle zu. Genau wie andere Menschen sind auch Friedensarbeiter recht unterschiedlich und können manchmal nur sehr schwer miteinander auskommen. Die Herausforderung besteht oft darin, die Spannung zwischen einem klaren und eindeutigen Zeugnis einerseits und der größtmöglichen Flexibilität im täglichen Miteinander andererseits fruchtbar zu gestalten. Frieden fängt immer bei mir und dann in der Beziehung zu meinen

---

<sup>1</sup> [www.cpt.org](http://www.cpt.org).

Nächsten an – oder gar nicht! Die Fernstenliebe ist sehr viel leichter als die Nächstenliebe.

Wer Friedensarbeit tun will, muss dabei immer mit Leuten zusammenarbeiten und Kontakte suchen, deren Einstellungen er gerade nicht teilt, ja die ihm manchmal sogar deutlich gegen den Strich gehen, ohne dabei sich selbst und die eigene Position zu verlieren. Zeugnis verliert seinen Wert ebenso durch völlige Anpassung an die Umwelt wie durch hermetische Abriegelung von ihr. Es hat mich tief beeindruckt, wie die Arbeit von MCN für uns aus US-Soldaten plötzlich liebe Menschen machte, von denen wir einiges lernen konnten.

Friedenszeugnis besteht großteils darin, sich zu engagieren, wo andere hilflos die Achseln zucken, an Veränderungsmöglichkeiten zu glauben, wo sie niemand sieht, Handlungsfreiräume zu entdecken und zu entwickeln, wo scheinbar schon alles Handeln unmöglich war. Oftmals gehört auch das Sammeln und Verbreiten von Informationen dazu, die deutlich gegen den momentanen Mainstream verlaufen. CPT berichtete ausführlich über die Folter in Abu-Ghuraib lange vor dem großen Skandal, als man ihre Informationen vielfach noch für überzogen und einseitig hielt. Auch wenn Zeitungen nicht direkt lügen, steht doch nur sehr selten die ganze Wahrheit drin. Und daher sind Friedenszeugen oft unbeliebt, wenn sie die schönsten Feindbilder stören und mitten hinein in allgemeine Übereinstimmung plötzlich die Sicht der Anderen zu Gehör bringen. Das war gefährlich, als Michael Sattler im 16. Jahrhundert für die Türken Partei ergriff. Und es wäre auch heute höchst anstößig, wenn Christen plötzlich versuchen würden, um Verständnis für die Leute des „Ejercito del Pueblo Paraguayo“ zu werben. So werden Friedensarbeiter oft vor allem von jenen verdächtigt, die ihnen am nächsten stehen. Dabei müssen Friedenszeugen schnell lernen, zwischen Achtung und Parteinahme zu unterscheiden, zwischen Verständnis und Einverständnis. Der Friedenszeuge muss lernen, Vergebung nicht mit Rechtfertigung zu verwechseln, Liebe zum Sünder nicht mit Verharmlosung der Sünde zu vermischen. Diese Gratwanderung ist schon kompliziert genug. Wenn auch noch Gerechtigkeitsfragen eine Rolle spielen, wie es meist der Fall ist, muss ebenfalls die Balance zwischen der Feindesliebe zum Täter und der Liebe zum Opfer in einer Art gewahrt werden, die beiden gerecht wird, die das Leiden der Opfer ernst nimmt, aber auch die Erlösungsbedürftigkeit der Täter.

Und zuletzt steht christliches Friedenszeugnis immer in der Spannung zwischen Theologie und Politik, zwischen Machen und Hoffen sowie zwischen Aktion und



---

Reflektion. Friedenszeugen stehen freiwillig zwischen den Stühlen, oder besser gesagt wie eine Brücke zwischen den Ufern. Da ist es leicht, erst nasse und dann kalte Füße zu bekommen. Dann ist es gut, wenn man auf dieser Gratwanderung jemanden hat, der einem vorausgeht, dem man nachfolgen und vertrauen kann, der selbst zwischen Gott und Mensch als Brücke dient.



## **Biblische Grundlegung unseres Friedenszeugnisses**

Robert Wiens

Stellen wir uns einmal vor, das Ejercito del Pueblo Paraguayo verlegt sich darauf, Geschäftsleute und Estancieros aus den Mennonitenkolonien zu entführen. Beim Überfall abgelegener Estancias und kleiner Dörfer sind wiederholt Rinder, Autos und auch Geld gestohlen worden. Irgendwann gibt es auch Tote, vielleicht auch Vergewaltigte. Wann gründen Bürger unserer Kolonien und Glieder unserer Gemeinden wieder einen „Selbstschutz“ – wie in Russland? Hat noch niemand hier angefangen darüber nachzudenken, ob der Fehler mit dem Selbstschutz nicht einfach in der Naivität der Teilnehmer, in ihrer mangelnden Ausbildung und Bewaffnung bestand?

Ich beginne hier gleich mit einem Extremfall, damit wir keinen Moment vergessen, dass man Theologie, auch Friedenstheologie, nicht in einer von den Problemen des Alltags abgesonderten Sicherheit macht. Ich gehe davon aus, dass die derzeitige Sicherheitslage in Paraguay bei der Entscheidung für das Thema des diesjährigen Symposiums eine Rolle gespielt hat.

Ein von mir sehr geschätzter Freund, der ebenfalls im Chaco aufgewachsen ist und auch in Deutschland Theologie studiert hat, erklärte mir einmal, dass er mit der ganzen Friedenstheologie nichts mehr anfangen könne. Falls seine Kinder in gewisser Weise bedroht seien, würde er ohne zu zögern töten. Diese Stellungnahme hat mich lange umgetrieben, vor allem da mir keine vernünftige Entgegnung einfiel. Erst nach und nach im Kontakt mit Pazifisten unterschiedlicher Konfessionen sowie mit europäischen und nordamerikanischen Mennoniten habe ich verstanden, dass diese Position zwangsläufig ist, wenn man im Großen und Ganzen einer reformierten oder gar einer lutherischen Theologie folgt. Es ist also nicht damit getan, in allen möglichen systematischen und ethischen Fragen die Antworten von Lutheranern oder Reformierten zu übernehmen und dann hinzu-

zufügen: Aber als Mennonit nehme ich nur das „*Du sollst nicht töten*“ ernster. Das Ergebnis ist zwangsläufig eine Fülle unauflösbarer Widersprüche und unerträglicher Sackgassen. Dabei scheint es egal zu sein, ob man die Positionen pietistischer oder liberaler lutherischer Theologen übernimmt, da sie Nähe und Distanz zu einer Friedenstheologie nur auf verschiedene Punkte verteilen. Wie groß das Dilemma lutherischer Friedenstheologie ist, kann man in den letzten Jahren beispielsweise an dem schwierigen und unklaren Umgang mit den Verdammungen in der Confessio Augustana (CA)<sup>1</sup> sehen, oder wenn man die Versuche studiert, die eine Lehre vom Gerechten Krieg ablösen wollen durch die Lehre von der „Responsability to Protect“ (R2P)<sup>2</sup>. Luthers Suche nach einem gnädigen Gott setzt nicht breit genug an, um auch das Verhältnis des Einzelnen zu seinem Nächsten ausreichend im Blick zu haben und so christliches Friedenszeugnis ausreichend zu begründen. Ich kann zwar mit Sicherheit auch kein entsprechendes Fundament umfassend darstellen, doch gedenke ich einige Eckpfosten einzuschlagen, die versuchen, unserem Friedenszeugnis biblischen Grund zu geben, und uns gleichzeitig Räume für eine Weiterarbeit an diesem Fundament aufzeigen.

### 1. Gottes Schalom-Projekt

Nach dem Sündenfall in Genesis 3 fürchtet Adam sich vor Gott und beschuldigt seine Frau. Die Beziehung zu dem einzigen Mitmenschen zerbricht gleichzeitig mit der Beziehung zu Gott. Schädigung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Beziehung Mensch-Gott gehören beide wesensmäßig zum biblischen Verständnis von Sünde. Wie beide Beziehungen wieder geheilt werden können, ist eine Frage, mit der ab Genesis 3 die gesamte Bibel ringt. Dass die Beziehung zu Gott und zum Nächsten unauflöslich miteinander verknüpft ist, zeigt sich in der folgenden Erzählung von Kains Brudermord, die von ihren Elementen her fast wie eine Wiederholung des Sündenfalles erscheint: Warnung Gottes, Unge-

---

<sup>1</sup> Vergleich evangelischer Gesangbücher zur CA, Kaptiel 16 unter <http://www.eak-online.de/fix/files/600/docs/EinleitungenGesangbuecherzurCA.pdf>. Beispiele einer Kritik an CA 16 unter <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/002100.html> und <http://www.versöhnungsbund.de>.

<sup>2</sup> [http://www.reinhard-voss-wethen.de/Reinhard%20Voss\\_Responsibility%20to%20Protect-Extra\\_2008.pdf](http://www.reinhard-voss-wethen.de/Reinhard%20Voss_Responsibility%20to%20Protect-Extra_2008.pdf). Kritische Entgegnungen zu R2P unter <http://www.dmfk.de/r2p.html>.

horsam, Vertreibung mit Fluch und Verheißung. In der Zeit bis Abraham tauchen immer wieder einzelne auf, die Gott anbeten. Das aber reicht Gott nicht. Denn eine gelingende Beziehung mit Gott gibt es nur dort, wo auch gelingende Beziehungen zu Mitmenschen wachsen. Versöhnung mit Gott führt nicht zufällig, sondern notwendig über die Gründung eines Volkes, einer engeren zwischenmenschlichen Gemeinschaft. Die Geschichten der Erzeltern erzählen eindrucksvoll von den Schwierigkeiten und Möglichkeiten innerfamiliärer Konfliktlösung. Was gäbe es von Abraham zu erzählen ohne Lot, von Sara und Isaak ohne Hagar und Ismael, von Jakob ohne Esau und von Josef ohne seine Brüder. Mit dem Gesetz wird später versucht, die zwischenmenschlichen Beziehungen in diesem Volk auszugestalten. „*Du sollst zu deinem Nächsten dies und jenes tun. Ich bin der HERR, euer Gott.*“<sup>1</sup> Immer noch ist das Gelingen der Gottesbeziehung von dem Gelingen der Beziehung zum Nächsten abhängig – und umgekehrt.

Bei dem später von Gott für das Volk eingesetzten König geht es dann auch nicht um ein Prinzip der Hierarchie oder um Schöpfungsordnung, sondern der König ist nur Mittel zum Zweck, gelingende Beziehungen zu ermöglichen. Und er ist nicht einmal das bevorzugte Mittel Gottes, sondern das vom Volk erbettelte.<sup>2</sup> Wer Theologie auf der Suche nach Frieden betreibt, wird schnell merken, dass ihn die biblischen Texte zu einem sehr viel skeptischeren Bild der Obrigkeit drängen, als es ein Luther oder ein Zwingli hatten. Besonders bei den Propheten können wir Beispiele finden, wie die Suche nach Gottes Frieden, nach Schalom, nicht zur Rechtfertigung der bestehenden Machtstrukturen führt, sondern zur Konfrontation mit ihnen, zur radikalen Infragestellung der bestehenden Gesellschaftsstruktur und der notwendigerweise auf Gewalt gegründeten nationalen und staatlichen Institutionen. Es wäre sehr interessant, jetzt zum Beispiel die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten von Römer 13 zu betrachten, aber das führt dann doch zu weit in ein nächstes Thema.

In der Auseinandersetzung mit Königtum und institutionalisierter Nationalität lehren uns die Propheten, Schalom als das Projekt Gottes für ein gelingendes Beziehungsdreieck zwischen Gott, Mensch und Mitmensch zu erkennen. Schalom umfasst die Abwesenheit von Krieg und in gleichem Maße eine besondere Form von Beziehungsgerechtigkeit, die in der angemessenen Weitergabe von empfangenem Segen besteht. Schalom ist mehr als Wehrlosigkeit. Schalom ist, wo sich

---

<sup>1</sup> z.B. Leviticus 19,10-18 + 34.

<sup>2</sup> 1. Samuel 8,6-20; Deuteronomium 17,14.

Gerechtigkeit und Frieden küssen.<sup>1</sup> Wo jeder unter seinem Weinstock und bei seinem Feigenbaum sitzt, genug Produktionsmittel für seine Versorgung hat und dies ohne Furcht genießen kann, da die Schwerter zu Pflugscharen und die Speere zu Sicheln gemacht wurden. Statt das Kriegführen zu lernen, werden in der prophetischen Vision die Völker dann zum Zion kommen, um Gottes Wort zu hören.<sup>2</sup> Das ist Schalom! Dies geht weit über alles hinaus, was in der Logik staatlicher Obrigkeit und Diplomatie überhaupt formuliert werden kann. Das revolutionäre Element der Propheten erschöpft sich nicht in der Kritik an bestehender Gesellschaftsordnung, sondern ist visionäre Ausrichtung auf etwas bisher unerreicht Größeres. Das Alte Testament ist gerade nicht Dokument einer jüdischen Volksreligion, sondern von Beginn an beruft Gott Abram, damit durch ihn alle Völker gesegnet werden. Abrams Erwählung und die Heilung der Beziehung zwischen Gott und Israel sind das Mittel zum Segen für die Völker, zur Heilung zwischenmenschlicher Beziehungen weltweit.

## 2. Die Kreuzigung der Gewalt

Doch das Volk des Bundes wird zum Außenseiter statt zum Vorbild unter den Völkern. Dem Wunsch nach Anpassung entspringt die Monarchie, die entsprechend der Warnung Gottes zur gewalttätigen Unterdrückung verkommt. Alle Gesetze, alle Institution gegen die Sünde und zur Eindämmung der Gewalt machen diese letztendlich mächtiger, solange das Herz des Menschen nicht erneuert ist.<sup>3</sup>

Um der Versöhnung willen erhöht Gott den Einsatz ins Unermessliche. Er schickt seinen Sohn. Jesu Tod am Kreuz findet schon im Neuen Testament vielfältige Erklärungen, deren drei Hauptströmungen Elementares für ein christliches Friedenszeugnis aussagen.

- a) Da ist die von Anselm auf den Punkt gebrachte Erklärung, nach der Jesus an unserer Statt gestorben ist, um die Strafe für unsere Sünde zu tragen. Verfechter dieses Konzeptes betonen zu Recht, dass Versöhnung zwischen Menschen aufgrund der Sünde nicht nachhaltig sein kann, wenn sie nicht eine Versöhnung mit Gott einschließt. Friede setzt Gottes Gnade voraus und ist nicht von Menschen machbar.

---

<sup>1</sup> Psalm 85,11f.

<sup>2</sup> Micha 4,1-4.

<sup>3</sup> Römer 5,20a.

- b) Wir müssen aber Jesu Leben und Handeln, wie es von den Evangelien berichtet wird, sehr viel mehr theologisches Gewicht zukommen lassen, als dies in den klassischen Glaubensbekenntnissen der Fall ist, wo sein ganzes Leben zusammengefasst wird als „geboren, gelitten und gestorben“. Wer ungehindert auf sich wirken lässt, was Jesus sagt und tut, der erkennt darin wesentliche Ursachen für seinen Tod. Soviel an ihm lag, hielt er zwar mit allen Menschen „Schalom“, aber gerade dies macht ihn konsequenterweise bei vielen unbeliebt. Wer mit Wort und Tat gegen ungerechte und gewalttätige Beziehungen Stellung bezieht, wird früher oder später vom System dieser Welt zum Feind erklärt. Sein Tod, als Konsequenz eines Lebens nach dem Willen des Vaters und gegen die Bosheit der Welt, stellt Jesus in eine Reihe mit den Märtyrern (Zeugen) des Alten und Neuen Bundes.<sup>1</sup> Hier ist Jesus Vorbild und Vorgänger eines christlichen Friedenszeugen.
- c) Eine dritte Auslegungslinie zeichnet Jesu Tod gar als seinen Sieg über das Böse und über den Bösen. Lasst uns kurz Epheser 2 genauer anschauen, um zu verstehen, was hier gemeint ist. Dort wird die Versöhnung des Menschen mit Gott und der Heiden mit den Juden in der gleichen Parallelität beschrieben, wie die Parallelität der Beziehungen Mensch – Gott und Adam – Eva beim Sündenfall. Wie beide Beziehungen gemeinsam zerbrachen, so werden beide jetzt gemeinsam geheilt. Und zwar, wie es in Vers 16 heißt, indem Christus die ehemaligen Feinde Juden und Heiden „*versöhne mit Gott in einem Leib durch das Kreuz, indem er die Feindschaft tötete durch sich selbst.*“ Jesus tötet am Kreuz die Feindschaft und ist damit Sieger. Wie kann man sich das vorstellen?

Ich weiß nicht, ob Sie aus dem Physikunterricht sich an dieses Instrument erinnern, Newtons Wiege genannt. Wenn eine Kugel mit viel Energie auf die andere trifft, gibt diese die Energie fast ohne Abschwächung an die nächstliegende weiter. Die letzte Kugel der Reihe hat niemanden mehr, an den sie die Energie weitergeben kann, schwingt daher nach außen und schlägt nun ihrerseits wieder zurück. Diese Erhaltung und Rückwendung der Energie ist meines Erachtens ein ziemlich genaues Bild dessen, was mit menschlicher Feindschaft und Gewalt geschieht. Wenn wir können, geben wir die an uns verübte Gewalt an andere weiter. Wenn das nicht geht, schlägt die Gewalt zurück. Die Energie, der Hass, die Gewalt gehen hin und her, hin und zurück. Wie stoppt man dieses „Spiel“? Indem

---

<sup>1</sup> Matthäus 21,33-46! Joh 15,18-20.

man etwas Weiches zwischen die Kugeln schiebt, etwas, das sich zerknautschen, eindellen, deformieren lässt, etwas, das die Energie empfängt, aufnimmt, ohne sie weiterzugeben. Eine Hand zum Beispiel, Haut und Fleisch. Jesus stellt sich selbst der Gewalt in den Weg, lässt sich von der Kugel menschlicher Gewalt zerschmettern, ohne die Gewalt weiterzugeben. Damit wird der Kreislauf unterbrochen. Indem Jesus sich töten lässt und bis zum letzten Atemzug weiter liebt, stirbt die Feindschaft. Gott erleidet hier gewaltlos die Gewalt der Menschen und der Jude Jesus erleidet die Gewalt der römischen Heiden. Jesus ist der Puffer, der unmenschlich gewalttätiger Raserei in die Speichen fällt und das Rad dadurch anhält, dass er lieber sich opfert als die himmlischen Legionen zur Hilfe zu holen. Hier deckt Jesus die ganze Ungerechtigkeit, die Sündhaftigkeit der Gewalt auf, selbst in ihrer staatlich legitimierten Variante. Es gibt kein Friedenszeugnis, keinen wahren Widerstand gegen Gewalt ohne Märtyrer, Friedenszeugen.

Dieses Verhalten ist vielfach von Jesu Nachfolgern in aller Welt eingeübt worden. Lasst mich als ein Beispiel von viele Tom Fox erwähnen. 1984 fragte Ron Sider auf der Mennonitischen Weltkonferenz in Straßburg, ob wir Christen bereit seien, mit der gleichen Opferbereitschaft uns gewaltfrei für Schalom zu engagieren, mit der sich Soldaten in den Kampf stürzen. Daraufhin wurden Christian Peacemaker Teams gegründet. Diese Teams begeben sich gewaltfrei in Situationen größter Gewalt und Gefahr. „Getting in the way“ lautet ihr Motto, „Sich in den Weg stellen“. Wie Jesus wollen sie die Kugeln des Hasses abfangen, um den Kreislauf der Gewalt zu unterbinden. Sie suchen dabei nicht den Tod, sind sich aber seiner Nähe voll bewusst. Schon bevor der zweite Irakkrieg ausbrach, waren Teams vor Ort und blieben dort während des Krieges. Einer der US-amerikanischen Freiwilligen, Tom Fox, schrieb: *„Wir lehnen Gewalt als Strafe für irgendjemanden ab. Wir bitten, dass es keine Vergeltung gegen Verwandte oder Eigentum gibt. Wir vergeben jenen, die uns als ihre Feinde ansehen.“*<sup>1</sup> Später wurde er mit drei anderen entführt und nach langer Geiselnahme erschossen. Im Irak eine der vielen Kugeln aufzufangen, scheint auf den ersten Blick völlig sinnlos. Aber als Tom Fox und drei seiner Kameraden entführt wurden, setzten sich viele Muslime, die Tom Fox kannten, viele Palästinenser, Araber und Iraker für seine Freilassung ein und machten für alle Welt sichtbar, dass der Irakkrieg kein Kampf der Kulturen und kein Religionskrieg war, wie manche es gern darstellen wollten. Tom Fox wurde hingerichtet, die andern drei CPT-Freiwilligen

---

<sup>1</sup> <http://peace.mennolink.org/articles/tomfox.html>; Übersetzung RW.



befreit. Ganz in der Nachfolge Jesu tötete auch Tom Fox die Feindschaft durch sich selbst, kreuzigte die Gewalt, indem er sie „auffing“ und nicht weitergab.

Nach einer Besinnung auf die Weite des biblischen Schalom-Begriffs und einer friedentheologischen Betrachtung des Kreuzes lassen Sie mich nun einen dritten Eckposten biblischer Friedenstheologie darstellen.

### **3. Gemeinde ist Versöhnung.**

Paulus zieht in Epheser 2 aus der Kreuzigung der Feindschaft Konsequenzen für sein Bild von Gemeinde. Juden und Heiden, Gott-Nahe und Gott-Ferne waren durch das Gesetz getrennt und ob dieser Trennung verfeindet. Doch Christus hat in seinem Tod das Gesetz und den trennenden Zaun zwischen beiden abgebrochen, „damit er in sich selber aus den zweien einen neuen Menschen schaffe und Frieden mache und die beiden versöhne mit Gott“.<sup>1</sup> Christus schafft in sich selber einen neuen Menschen – damit kann Paulus eigentlich nur den Leib Christi, die Gemeinde meinen. Versöhnung von Feinden, Überbrückung unüberwindlich scheinender Gegensätze gehört also wesensmäßig zur Gemeinde. Gemeinde entsteht von Anfang an dadurch, dass Christus Leute zusammenführt, die anders nie im Leben auf den Gedanken gekommen wären, an einem Tisch zu sitzen. Simon, der Zelot, und Matthäus der Zöllner, hätten keinen gemeinsamen Debattierklub oder sonstigen Verein gegründet. Gemeinde ist nicht die Versammlung der Leute mit ähnlichen Interessen, gleichem Hintergrund und verwandten Ansichten. Gemeinde ist Brücke über alle zwischenmenschlichen Trennungen hinweg, zerstörte Mauer, abgebrochene Trennung. Deswegen müssen sich die Schreiber des Neuen Testaments ständig mit Fragen beschäftigen, wie Arme und Reiche, Herren und Sklaven, Frauen und Männer, Juden und Heiden Gemeinschaft haben können, wie sie zusammen Gottesdienst feiern sollen. Gemeinde ist Versöhnung, Überbrückung von Gegensätzen, oder sie ist nicht Gemeinde Christi. Unterschiedliche Muttersprache kann natürlich ein Hindernis sein, gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Obwohl wir auch da vielleicht mehr auf den Heiligen Geist vertrauen könnten und/oder auf moderne Übersetzungstechnik. Aber wenn wir hier in Paraguay auf der Ebene mennonitischer Gemeindekonferenzen diese nach Sprachen aufteilen, dann schaden wir meines Erachtens unserem Friedenszeugnis erheblich. Im Neuen Testament gab es auch nicht eine aramäisch sprechende und eine grie-

---

<sup>1</sup> Epheser 2,15b-16a.

chisch sprechende Konferenz. Bevor Sie mir jetzt all die kulturellen und finanziellen Gründe erklären, aus denen gemischtsprachige Konferenzen nicht möglich sind, möchte ich Sie bitten, nochmal die enormen kulturellen Hindernisse zu betrachten vor denen die Urgemeinde stand. Die Versorgung der Witwen in Apostelgeschichte 6 ist ein typischer Anlass für interkulturelle Reibereien. Das große Apostelkonzil in Apostelgeschichte 15 diskutiert intensiv über die Frage, was nur kulturelle Differenzen sind und welches ihr theologischer Stellenwert ist. Wenn es für den an Jesus glaubenden Juden ein unüberwindliches Problem ist, mit seinen heidnischen Geschwistern zusammen auch nur Mittag zu essen, dann können wir heute kaum noch die Dynamik verstehen, die dahinter steckt. Doch die Urchristenheit hat hier mit Ausdauer und Vehemenz Einigung gesucht, weil sie wusste, dass es kein einfaches Auseinandergehen gibt, sondern dass ihre Strukturierung und Organisation laut Zeugnis geben würde von dem, was sie glaubt und was sie nicht glaubt. Paulus hat sich sehenden Auges der Gefahr von Verhaftung und Hinrichtung gestellt, um die verantwortliche Beziehung seiner griechischsprachigen Gemeinden zur Jerusalemer Muttergemeinde nicht einschlafen zu lassen.

Ich weiß, dass Konflikte innerhalb oder zwischen Gemeinden zu den ganz verzwickten gehören, da sie uns ähnlich nahe gehen wie Familienkonflikte. Aber desto deutlicher wird hier sichtbar, ob Christus unser Friede ist oder nicht. Jesus hat uns gerade für die Konflikte mit dem Bruder eine sehr genaue Anweisung gegeben, wie Schritt für Schritt vorzugehen ist. Nur halten wir uns leider fast nie daran, sondern erklären lieber von vornherein die Lösung für unmöglich. Doch Friedenszeugnis hat viel mit Glauben zu tun, dem Glauben an das, was bei Menschen unmöglich, bei Gott aber möglich ist. Die Anleitung, von der ich spreche, finden wir in Matthäus 18,15-20. Zum Schluss möchte ich gern diesen Text noch untersuchen, da er gerade in der Mennonitengeschichte auch zu folgenreichen Fehlinterpretationen führte, die häufig ein überzeugendes Friedenszeugnis verhindert haben. Gemeinden, die sich bei jeder auftauchenden Formfrage erneut zersplittern, können der Welt die Bedeutung des von Gott gesandten Friedensfürsten nicht verdeutlichen.<sup>1</sup>

- a) Matthäus 18 nennt vier Schritte, die auch aus einem modernen Handbuch für Konfliktlösung entnommen sein könnten. An erster Stelle steht das direkte Gespräch der Beteiligten. Je später es im Konfliktverlauf zu diesem

---

<sup>1</sup> Joh 17,22f.

Schritt kommt, desto heftiger eskaliert der Konflikt. Ein Friedenszeugnis, das zu Konfliktscheu und Harmoniesucht zerfallen ist, vermeidet häufig diesen zentralen Dialog um jeden Preis, kehrt den Konflikt sozusagen unter den Teppich. Als könnte man Verletzungen heilen, wenn man sie ohne vorhergehende Säuberung zupflastert.

- b) Erst wenn das Gespräch zwischen mir und meinem Bruder scheitert, werden Dritte in den Prozess miteinbezogen. Aber nicht als Tratschempfänger noch als Richter, sondern als Gesprächsförderer, als Katalysatoren der Kommunikation oder, wie es in Spanisch besonders schön heißt „facilitadores“. Wenn Vertrauenspersonen beider Parteien hinzugezogen werden, bietet dies die Chance, durch neue Perspektiven auch ein völlig neues Bild vom Konflikt und seinen Ursachen zu erhalten. Hat mein Bruder an mir gesündigt, birgt dieser zweite Schritt für mich das Risiko, dass die Hinzugezogenen unter Umständen SEINE Sicht der Dinge teilen und in einem plötzlichen Rollentausch jetzt ich derjenige bin, der an seinem Bruder gesündigt hat, sei es durch Lieblosigkeit, Vorurteile oder Neid. Wer aber dieses Risiko nicht eingehen will, sich mit seinem Bruder auf die gleiche Ebene zu begeben, sondern um jeden Preis an seiner Richterrolle festhält, der verhindert die Problemlösung.
- c) Realistisch, wie Jesus ist, bedenkt er auch den Fall, dass ein Mediationsgespräch nicht den gewünschten Effekt hat. Dann aber ist der Streit nicht mehr zu vernachlässigende Privatangelegenheit, sondern ein Problem für die ganze Gemeinschaft, die ganze Gemeinde. Jeder unbearbeitete Privatkonflikt setzt die Integrität der gesamten Gemeinschaft aufs Spiel. Ein Körper kann zwar einige eiternde Wunden kompensieren, ist aber ein gewisses Maß überschritten, führen sie unmittelbar zur tödlichen Blutvergiftung. Zu beachten ist, dass auch dieser dritte Schritt die Anwesenheit aller beteiligten Parteien erfordert, dass also nie in Abwesenheit der Betroffenen geurteilt wird. Damit bekommt diese Gemeindeversammlung aber eher den Charakter einer Diskussion als eines Gerichtes. Und wieder besteht das Risiko, dass die Gemeinde meinem Gegner Recht gibt und damit plötzlich meine Haltungen und Handlungen hinterfragt werden.
- d) Sollte die Entscheidung der versammelten Gemeinde von einem Beteiligten nicht akzeptiert werden, hat er sich damit selbst aus der Gemeinschaft entfernt. Um der Gesundheit des Körpers willen können solche Glieder nicht

integriert werden, die sich für dazugehörig halten, aber an entscheidenden Punkten gegensätzliche Ziele verfolgen. Aber diese werden nun nicht mit Bann und Meidung bestraft. Jesus hat mit den Zöllnern gegessen und ist gekommen, das Verlorene zu suchen. Dies gilt für eine Person, die **nicht mehr** zur Gemeinde gehört, ebenso wie für jene, die **noch nicht** dazugehört. Die Grenzziehung ermöglicht überhaupt erst einen Neubeginn, der nicht nur alter Wein in neuen Schläuchen wäre.

Ich bin hier so ausführlich auf Gemeindegrenzen eingegangen, weil ich sie nicht für einen Sonderfall christlichen Friedenszeugnisses halte, sondern für das erste Übungsfeld, den Ort, an dem der Nährboden für kreative Konfliktlösungen geschaffen werden muss. Denn der Einzelne kann nur sehr begrenzt Friedenszeuge sein. Viel effektiver tut dies die Gemeinde als Körperschaft Christi, als real existierende Alternativgesellschaft.

Vieles könnten wir noch verhandeln: Über Römer 13 und das Verhältnis zwischen Gemeinde und Staat und den Freiraum politischer Mitarbeit für Christen. Oder über die Erzvätergeschichten und ihre Lehren zum umfangreichen und wichtigen Thema der Familienkonflikte. Oder über die geistliche Waffenrüstung und die Rolle der Mission als gewaltfreiem Kampf gegen das Böse. Oder über die Gewaltfreiheit Christi im Verhältnis zum Zorn und Gericht Gottes. Und für das eingangs beschriebene Problem, wie wir auf konkrete Bedrohung und Unsicherheit reagieren sollen, habe ich erst recht keine Antwort gegeben. Ich denke aber, dass wir anhand des bisher Gesagten eine gewisse Richtung auch für die Bearbeitung dieser Themen gewonnen haben. Was tun wir, damit in Paraguay Schalom wächst, damit Gerechtigkeit und Frieden sich küssen, damit alle Völker in Ruhe bei ihrem Baumwollstock und Mangobaum sitzen können und Gottes Weisung suchen? Sind wir bereit, in der Nachfolge Christi der Gewalt und Ungerechtigkeit in diesem Land gewaltfreien Widerstand entgegenzusetzen, vielleicht sogar die Gewalt an uns selber kreuzigen zu lassen? Wird in unseren Gemeinden der konstruktive Umgang mit Konflikten eingeübt? Fördern wir mit dem WIE unseres geschwisterlichen Umgangs in der Gemeinde die geistliche Reife der Glieder, aus der die notwendige Gelassenheit erwächst, um sein Leben für den Frieden zu riskieren? Als Christen kennen wir ausgezeichnete Antworten zu den Themen „Unfriede“ und „Gewalt“. Vielleicht fehlen uns nur die richtigen Fragen.

## Vom christlichen Dienst zum Friedenszeugnis

Ernst Weichselberger

### **Anfänge des „Christlichen Dienstes“ (Voluntary Service) in Nordamerika**

In der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkrieges wurde vom MCC (Mennonite Central Committee) und einigen großen Konferenzen der Mennoniten (M.C. und G.C.) der „Voluntary Service“ mit dem Motto: „In the Name of Christ“ (Im Namen Christi) ins Leben gerufen. Die Konferenz aus Virginia (E.M. Conference) hatte die Anfrage bzw. den Antrag dafür durch das „Peace Problem Committee“ (Friedenskomitee) im Jahre 1942 gestellt, da sie von der nationalen Regierung zur Verrichtung eines zivilen Dienstes gedrängt wurde.

Am 12. September 1943 wurde folgendes Memorandum verfasst:

1. Angesichts der gegenwärtigen Kriegssituation sollten wir an ein langfristiges Programm des christlichen Zeugnisses denken.
2. Wir glauben, dass es praktischer sein wird, wenn diese Diensteinheiten mennonitisch sein werden: d.h. im Bereich des Personals wie auch in der Arbeit selbst.
3. Der Dienst sollte auf freiwilliger Basis geleistet werden.
4. Die Diensteinheiten sollten der Jugend die Möglichkeit bieten, ihren Glauben und das Mennonitentum zu bezeugen.
5. Die kirchlichen Schuleinrichtungen sollten die Initiative ergreifen.
6. Die Diensteinheiten sollten in das Gemeinde- und Missionsprogramm integriert werden.

Anfänglich dachte man an Sommereinsätze. Der erste Einsatz wurde in Chicago vom 2. Mai bis zum 2. Juli 1944 durchgeführt. Schon 1946 sprach man sich für

Jahreseinsätze aus. 1949 wurde der erste Vollzeitdirektor eingesetzt. Die Verbindung zur Gemeinde und Mission wurde beibehalten.

Von Nordamerika übernahm man das Modell des freiwilligen Friedensdienstes in Europa und Südamerika. Im Jahre 1952 wurde der „Mennonitische Freiwilligendienst“ des MCC in Europa gegründet und 1957 startete das Programm in Südamerika. Martin Dürksen, damals in Buenos Aires, war der erste Direktor des „Christlichen Dienstes“ (C.D.).

Die freiwilligen Dienstmöglichkeiten für die Mennoniten in Paraguay wurden jedoch schon bei der Gründung der „Leprastation Km 81“ geschaffen. 1949 erging der erste Aufruf zum Einsatz. 1951 erschienen die ersten freiwilligen Helfer. Anfänglich war der Dienst so geplant, dass es ein indirekter Dienst seitens der Freiwilligen an den Leprakranken sein sollte. Das ist auch bis heute noch so geblieben. Als man im Jahre 1957 Martin Dürksen vom MCC als Förderer anstellte, entstand in Paraguay das zweite „CD-Feld“.

Parallel zum Freiwilligendienst des MCC und einiger Konferenzen begann im Jahre 1950 auch das sogenannte „PAX“-Programm des MCC. Dieses wurde von jungen Männern, auch „COs“ genannt, die den Militärdienst verweigerten, geleistet. Die Dauer des Dienstes betrug zwei Jahre.<sup>1</sup>

### **Können wir im CD Paraguay von Resultaten eines Friedenszeugnisses sprechen?**

Die deutschsprachigen Mennoniten haben im Laufe der Jahrzehnte ein oft stilles, vielleicht nicht einmal geplantes Modell der friedlichen Koexistenz gelebt. Bestimmt liegt da einer der größten Beiträge unserer Friedensüberzeugung. Über unsere Siedlungsgrenzen hinaus hätte bestimmt mehr getan werden können: z. B. in und durch die Missionsarbeit. Sogar das gemeinsame Projekt „Leprastation Km 81“ wurde als ein Dankeschönprojekt gestartet. Es blieb aber nicht bei dieser Initiative, sondern der Ansatz zum Friedensdienst (CD und Friedenslehre) ließe sich in drei Modellen zusammenfassen. Es muss zuvor gesagt werden, dass bis zum Jahre 1973 der CD und die Friedenslehre als zwei separat geführte Komitees funktionierten. Von 1973 bis 1993 wurden diese beiden ineinander

---

<sup>1</sup> vgl. H. S. Bender (Vol. IV) pp. 848-849. The Mennonite Encyclopedia.

verschmolzen. Dies hat, von mir aus gesehen, viele Vorteile mit sich gebracht. Darauf komme ich später zurück:

Die drei Modelle des Friedenszeugnisses durch den CD waren und sind wohl bis heute:

1. Eigene Dienstfelder zu suchen und diese mit eigener Verwaltung, eigenem Personal und eigenen Mitteln zu führen: Beispiele dafür sind die „Leprastation Km 81“, die Kindertagesstätte „Emanuel“ (1985), die Kinderherberge „El Abrigo“ etc.
2. Mit staatlichen Institutionen zu kooperieren: Dies geschieht z.B. im Hospital neuropsiquiatrico, im Altenheim von Luque (und Capiatá) u. a. m. Hier geht es nicht darum, die letzte Verantwortung zu übernehmen, sondern durch einen positiven, stetigen Beitrag und Dialog die interne Notsituation zu lösen. Dieses Modell ist meines Erachtens das schwerwiegendste Modell. Innerhalb so vieler Begrenzungen eines oft korrupten Systems den Mut und die Ausdauer zu haben und dabei noch friedliche Lösungen, die ohne Konfrontation nicht möglich sind, zu finden. Dieses Modell hat uns bisher am meisten Erfahrungen geliefert, wie wir unser Friedenszeugnis leben können. Bisher sind wir nirgends wegen der Friedenshaltung rausgeschmissen worden. Nur bei einer Gelegenheit haben wir das Feld geräumt, weil die Situation einen gemeinsamen Dienst nicht ermöglichte, und zwar bei der Leprastation „Santa Isabel“.
3. Ein drittes Modell ist die Partnerschaftsarbeit: C.S., IMO, MCC, MMHS, F.F.A.A. (Militär). Die Schule in Puerto Botánico, Asunción, ist ein Beispiel dafür. Leider ist dieses Modell nicht ausgeweitet worden. Trotzdem haben wir manches von- und miteinander gelernt.

Von Programmen wie SALT, Trainee, Christliche Dienste u.a.m. muss man sagen, dass es im Bereich des Dienstes viel Kooperation gab. Ging es um Friedensgespräche, waren oder werden die Türen im „eigenen Hause“ leichter verriegelt.

Welche Faktoren waren meines Erachtens da, die uns manche Zeugnismöglichkeiten raubten:

1. Die Angst bzw. Befürchtung, das Gesetz 514 vom 22. Juli 1921 verlieren zu können. Immer wieder und durch mancherlei Personen wurden wir gewarnt, den „schlafenden Löwen“ nicht zu wecken. Besonders wenn es darum ging,

unseren nationalen Brüdern mit der Frage des Militärdienstes zu helfen. Schließlich ergriffen die beiden CONCORDIA-Gemeinden aus Asunción die Initiative und stellten einen offiziellen Antrag an das Gemeindegremium. Nach der Klärung einiger Missverständnisse entstand die geglückte Initiative der „Coordinadora de Iglesias“ (Zusammenschluss der Gemeinden), an der neben einigen evangelischen Gemeinden auch die katholische Kirche mitbeteiligt war. Das Resultat war, dass vier grundlegende Artikel in das Grundgesetz von 1992 aufgenommen wurden:

- a) Möglichkeit der Verweigerung des Militärdienstes aus Gewissensgründen.
- b) Schutz des Lebens.
- c) Trennung von Staat und Kirche.
- d) Freiheit des Gottesdienstes (culto).

Die Reglementierung des Zivildienstes anstatt des Militärdienstes ist noch nicht abgeschlossen.

Ein weiterer Grund, dass unser Friedenszeugnis -dienst nicht immer zufriedenstellend war, ist, dass „alle“ jungen Männer am Zivildienst (Bajakursus) obligatorisch teilnehmen mussten. Wobei nicht immer klar war, wer das „letzte Wort“ hatte: die zivilen Verwaltungen oder die entsprechenden Gemeinden. Die zivilen Autoritäten bestimmten, wie kurz die Haare sein mussten, die Friedensförderer predigten den Frieden.

Auffallend ist, dass in Nordamerika bei allen Friedensbestrebungen die Konferenzen die Initiative ergriffen.

In Paraguay wurde der CD mit oder „ohne“ Friedenszeugnis mit Betonung auf ein Dankeschön der Regierung gegenüber eingeleitet. Dies hatte zur Folge, dass wir um das Wohlwollen des Staates bemüht waren. Infolgedessen haben wir auch das Wohlwollen der Autoritäten gesucht, ohne dabei oft die nötige Distanz zu wahren, die es uns erlaubt hätte, Dinge ein wenig klarer zu definieren und konsequent unsere biblische Friedensposition zu leben.

Im Prinzip sollte diese Friedenshaltung durch die Friedenskonferenzen gefördert werden.

- Die erste Friedenskonferenz fand im Jahre 1982 vom 11. bis 13. Februar in Loma Plata statt (dazu die Broschüre „Philosophie einer Friedenserziehung“ von Ernst Weichselberger).



- Die zweite Konferenz fand vom 18. bis zum 20. Februar 1987 im CEMTA unter dem Thema „Selig sind die Friedfertigen“ statt (Broschüre: Resolution, Seite 35-38).

Die Friedenskonferenzen waren Ansätze eine Friedenskultur zu fördern. Nachhaltig waren sie, aber kaum Richtungsweisend für den Alltag.

Viel erfolgreicher waren dagegen die Friedensdienste durch Aufbaulager, bekannt als Arbeitslager.

Das erste Arbeitslager wurde im Februar 1972 in Gral. Vedia, Argentinien, durchgeführt. Darauf folgten Dutzende Lager von erst drei Wochen, dann später auf zwei Wochen reduziert. In den goldenen achtziger Jahren haben wir es bis zu dreizehn Lagern im Jahr geschafft. Das gibt eine Gesamtzeit von 26 Wochen, d.h. ein halbes Jahr. Vierzig Teilnehmer waren der absolute Rekord eines Lagers. Diese goldenen Jahre waren nicht nur Resultat wirtschaftlicher Erfolgsjahre (gute Ernten und Preise), sondern in und durch den Katastrophendienst 1983 war das Bewusstsein vieler Gemeinden stark auf das Dienen hin orientiert worden.

Die Teilnahme der „Servidores de Paz“ an der 15. Weltkonferenz der Mennoniten 2009 in Asunción war ein wichtiges Moment. Aus dreizehn Schulen und drei verschiedenen Kulturen beteiligten sich Schüler, um einen freiwilligen Dienst zu leisten. Dieser Einsatz hat uns weltweite Anerkennung gebracht. Sollte das nun das Ende sein?

Persönlich komme ich mir vor, als ob wir manchmal mit angezogener Bremse fahren: Die finanziellen Mittel sind vorhanden, organisatorisch sind wir bestens gerüstet usw. Wer ergreift also die Initiative?

### **Schlussfolgerungen und Empfehlungen**

Die Mennoniten Paraguays sind ein Mikrokosmos der Mennonitischen Weltkonferenz. Wenn wir die Familien mitzählen sind das etwa 1% der Bevölkerung Paraguays oder mehr. Wenn der Anteil weltweit so wäre, müsste es etwa 60.000.000 Mennoniten geben. Hinzu kommt, dass wir diverse Kulturen in unserer mennonitischen Familie haben. Schon alleine das gibt uns viele Möglichkeiten, zuerst in „Jerusalem“ zu beginnen.

Persönlich bin ich nach wie vor davon überzeugt, dass der Christliche Dienst und die Friedenslehre in einem Friedensdienst verschmolzen werden müssen. Der Dienst ist das Fahrzeug (vehicle), über das der Frieden transportiert wird.

Friedensresolutionen haben höchstens eine Friedensbewegung zur Folge. Reiner Aktivismus endet meist in Sinnlosigkeit. Friedensdienst dagegen wirkt attraktiv und dynamisch.

Im Laufe der Jahre gaben wir vielen Leuten die Möglichkeit, die Realität des Landes zu sehen. Darauf begann oft ein Prozess des Verstehens. Wenn wir sehen und verstehen, ist die Bereitschaft zum Handeln zu einem großen Teil garantiert (sehen-verstehen- handeln).

Dieser Prozess ist organisatorisch möglich und muss von einer Bewusstmachung geleitet werden. Von daher muss unser Bildungs- und Erziehungswesen erneut gemeinschaftsbildende Funktion haben.

Persönlich bin ich der festen Überzeugung, dass wir im 21. Jahrhundert auf einem Kontinent des wachsenden Sozialismus und Militarismus einzigartige Gelegenheiten haben:

- wachsender Militarismus (Brasilien – 500.000 Soldaten)
- zunehmender Terrorismus (EPP – Paraguay)
- steigender Nationalismus (Bolivariano) scheinen am Horizont wie dunkle Wolken aufzukommen.

Wenn wir Menschen es lernen können einander zu hassen, können wir es dann nicht auch lernen einander zu lieben?

Gott helfe uns, den Frieden zu verkündigen, den Frieden zu leben!

*Shalom*

## Das Friedenszeugnis der Paxboys aus Nordamerika<sup>1</sup>

Jakob Warkentin

### 1. Paxdienst verändert Menschen, nicht nur Notsituationen .

Von 1951 bis 1976 dienten 1200 Paxboys aus den USA und aus Kanada in aller Welt im Namen Christi. Sie dienten in über 40 Ländern. Der Paxdienst trug zur Zusammenarbeit von Kirchen in aller Welt bei und hatte vor allem auch auf die Freiwilligen selbst eine unschätzbare Wirkung. Die Freiwilligen bekamen eine neue Sicht vom Leben und vom Sinn menschlicher Tätigkeit. Sehr oft änderte sich durch diese Sozialarbeit ihr Lebenstraum, ihre Studienpläne und ihre berufliche Perspektive. Bei der Paxarbeit lag die Betonung auf Frieden und Dienst. Und das machte Eindruck in einer Welt voller Hass und Machtkämpfe.

Das Paxprogramm war darauf angelegt, praktische Probleme zu lösen. Im Zweiten Weltkrieg glaubte man, im Kampf gegen Hitler einen gerechten Krieg zu führen. Daher fänden viele Mennoniten es schwer, sich nicht am Kriegsdienst zu beteiligen. Mehr als die Hälfte aller eingezogenen Mennoniten in den USA nahmen während des Zweiten Weltkrieges am Kriegsdienst teil. Diejenigen, die den Wehrdienst verweigerten, leisteten einen zivilen Ersatzdienst. Sie arbeiteten in Sozialeinrichtungen und in landwirtschaftlichen Projekten. An diesen Projekten beteiligten sich 12.000 Mennoniten, Brüder in Christo und Quäker.

Zehntausende Flüchtlinge aus Russland und Preußen waren während des Zweiten Weltkrieges beim Rückzug der deutschen Armee in den Westen geflohen und brauchten Arbeit, Brot und Unterkunft. Die nordamerikanischen Mennoniten, die während des Krieges gut verdient hatten, spendeten nun reichlich, so dass das

---

<sup>1</sup> Die folgenden Ausführungen stützen sich weitgehend auf Calvin W. Redekop: The Pax Story. Service in the Name of Christ 1951 - 1976, Pandora Press, Telford, Pennsylvania 2001.

MCC 1948 mehrere Hundert MCC-Arbeiter in Europa hatte, die über genügend Mittel verfügten, um den Bedürftigen zu helfen.

Ab 1950 entdeckten die nordamerikanischen Mennoniten die europäischen Brüder und Schwestern aufs Neue. Während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten die nordamerikanischen Mennoniten die europäischen Mennoniten abgeschrieben. Diese hatten nach ihrer Auffassung das Glaubensprinzip der Wehrlosigkeit aufgegeben und waren Anhänger der liberalen Theologie geworden.

Welch geringen Stellenwert die nordamerikanischen Mennoniten der Initiative der europäischen Mennoniten beimaßen, wurde deutlich, als auf der Mennonitischen Weltkonferenz 1936 in den Niederlanden nur sieben Mennoniten aus Nordamerika teilnahmen. Kein Wunder, dass die nordamerikanischen Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg davon überzeugt waren, dass sie die authentischen Anabaptisten, sprich Täufer waren. Daher sahen die nordamerikanischen Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg es als ihren Auftrag an, neben den Hilfsprogrammen die europäischen Mennoniten wieder zum Glaubensgut der Täufer zurückzuführen. Das gewachsene Interesse an den europäischen Mennoniten wurde sichtbar, als an der Mennonitischen Weltkonferenz in Basel 1952 fast 1000 Nordamerikaner teilnahmen.

Es ist bezeichnend, dass das Paxprogramm mit dem Koreakrieg begann und mit dem Vietnamkrieg endete. Paxmänner wollten mit ihrem Einsatz nicht nur zeigen, dass sie den amerikanischen Kriegseinsatz verurteilten, sondern sie wollten auch der amerikanischen Hybris und ihrem arroganten Selbstverständnis in der ganzen Welt entgegentreten. Die Paxboys boten mit ihrem Dienst ein Kontrastprogramm zum „Ugly American“, der sehr oft auch als „Ugly Christian“ interpretiert wurde.

Für die meisten Paxboys war ihr Auslandseinsatz eine wichtige Lebenserfahrung. Viele junge Männer kamen von Bauernhöfen oder aus der praktischen Berufsarbeit. Einige hatten jedoch auch Collegebildung. Nun wurden sie mit einer fremden Kultur konfrontiert, die nicht nur ihre Sichtweise von der Welt, sondern sie selbst veränderte. Auch die Heimatgemeinden erlebten manche Veränderungen, als die ehemaligen Paxboys in ihre Heimatgemeinden zurückkehrten.

Angesichts der großen Wirkung der Paxarbeit in aller Welt bleibt die Frage, warum von den wehrpflichtigen Mennoniten in den USA in den Jahren von 1950 bis 1975 nur 5% den Paxdienst gewählt haben.

## 2. Vorläufer des Paxprogramms

Die Quäker waren die ersten, die nach dem Ersten Weltkrieg 54 Freiwillige aus ihren Reihen und einen Mennoniten nach Frankreich schickten, um dort beim Häuserbau zu helfen. Als das Projekt 1920 endete, hatten 54 Mennoniten daran teilgenommen und mehr als 500 Häuser waren repariert worden. Diese gemeinsame Erfahrung war für die Quäker und Mennoniten Wegweisend für die Zukunft.

Ab 1943 begannen die nordamerikanischen Mennoniten mit einem organisierten Freiwilligendienst. In den Jahren 1944-46 organisierte das MCC Sommer-Arbeitslager, teilweise in Zusammenarbeit mit den Quäkern, die damit schon 1935 begonnen hatten.

Ab 1946 nahmen Studenten der amerikanischen Colleges am Freiwilligenprogramm in Europa teil. Es begann damit, dass die Studenten in mehreren Vorträgen über die Zustände in Europa informiert wurden. Erfolgreich wurde das Programm aber erst dann, als die Studenten mit anderen europäischen Jugendlichen an praktischen Rekonstruktionsarbeiten teilnahmen. 1950 wurde von den Holländern, Deutschen, Franzosen und Schweizern in Zusammenarbeit mit dem MCC der offizielle Mennonitische Freiwilligendienst ins Leben gerufen. Ab 1951 unterstützte dieser MFD fünf bis sechs Freiwilligencamps pro Jahr in Österreich, Holland und Deutschland, dort, wo am meisten zerstört worden war. Espelkamp war ein Pilotprojekt. Aus einer ehemaligen Munitionsfabrik wurde ein Siedlungsprojekt, an dem Freiwillige und später auch Paxboys beteiligt waren. Am 6. April 1950 kamen die ersten Paxboys nach Espelkamp und begannen damit, die Bäume zu fällen und zu entsorgen, damit die ersten Häuser gebaut werden konnten.

Die Kosten für einen jungen Mann aus Nordamerika, der nach Europa geschickt wurde, beliefen sich auf 1080 US\$ pro Jahr. 1954 waren 88 Paxboys in mehreren Ländern tätig: 67 in Deutschland, 12 in Griechenland, drei in Holland und jeweils einer in Paris, Bagdad, Ägypten und in Jericho. 1955 ging eine Paxgruppe nach Kaiserslautern, um dort ein Gemeinschaftszentrum aufzubauen und eine Gruppe ging nach Wien, um dort die Karlsschule, ein evangelisches Gymnasium, wieder aufzubauen. Nach dem Aufstand in Ungarn 1956 halfen Paxboys bedürftigen Menschen in diesem Land.

Anfänglich half man in Europa hauptsächlich beim Wiederaufbau. So wurden beispielsweise Siedlungen für mennonitische Flüchtlinge aus Preußen und Ost-

deutschland in Espelkamp, Enkenbach, Bechterdissen und Torney bei Neuwied aufgebaut. Dabei gingen die Amerikaner ganz pragmatisch vor. Ein deutscher Bauleiter wollte anfänglich nicht glauben, dass die Paxboys in der Regel über keine Bauerfahrung verfügten. Als die Arbeit aber zügig voranging, merkte er sehr bald, dass die jungen Männer aus Nordamerika sehr lernfähig und lernwillig waren, so dass es in der Folgezeit eine gute Zusammenarbeit zwischen Bauleitung und den Bauarbeitern gab.

Mit der Zeit änderte man die Zielsetzung des Paxprogramms. Hatte man anfangs Notleidenden und Bedürftigen geholfen, so ging man allmählich dazu über, Entwicklungsdienste zu leisten, damit in den Entwicklungsländern Bauern und Handwerker eine Starthilfe bekamen. Einige dieser Projekte werden wir gleich in einer DVD-Show kennen lernen. Das eine Projekt wurde unter armen Bauern in Griechenland durchgeführt und das andere fand in Paraguay statt, nämlich beim Bau der Ruta Transchaco. (DVD-Show)<sup>1</sup>

### **3. Die Bedeutung des Paxdienstes für die jungen Männer**

Die Paxboys waren ausgezogen, um armen Menschen zu helfen. Nun begegneten sie Menschen aus einer anderen Kultur, mit anderen Wertvorstellungen und stellten dennoch fest, dass deren Bedürfnisse sich von denen in ihrer Heimat kaum unterschieden. Alle wollten eigentlich in Ruhe und Frieden leben, ihre wirtschaftliche Situation verbessern und den Kindern eine angemessene Schulbildung zukommen lassen.

Hier einige Zeugnisse: Ein Paxboy bekannte nach seinem Einsatz in Paraguay:

„Pax hat mein Leben verändert. Obwohl ich ein Jahr das College besucht hatte, war ich ein ziemlich naiver und provinzieller Kerl. Obwohl ich gegen einige Einrichtungen in meiner Heimatgemeinde rebellierte, war ich doch ein Teil von ihr. Als ich meinen Dienst im Ausland begann, wurde mir bewusst, dass das Kulturzentrum nicht in meiner Heimatgemeinde lag. Der Paxdienst brachte mich auf einen langen Weg. Aber es war ein interessanter Weg, auf dem ich gewahr wurde, dass selbstloses Teilen ein wichtiges Element ist. Ein Weg, auf dem ich sehe,

---

<sup>1</sup> Mennonite Media: Pax Service. An Alternative to War. Harrisonburg, USA 2008.

dass Jesus ihn bereits gegangen ist.“<sup>1</sup>

Henry Martens gibt in einem Aufsatz die Meinung eines Flüchtlings in Backnang wieder. Dieser hatte gesagt:

„Die Arbeit der Paxmänner beim Aufbau der Siedlung Backnang ist ein Begriff geworden. Ein Symbol für christliche Bruderliebe und die Bereitschaft zu helfen. Es war sicher nicht so zu Beginn, als die ersten Helfer des Mennonitischen Freiwilligendienstes hier ankamen. Auch nicht als die ersten Paxboys hier eintrafen. Menschen waren sehr skeptisch, man konnte sich nicht vorstellen, dass in einer materialistischen Welt so viel christlicher Glaube und so viel Idealismus existierte. Ich habe niemals gesehen, dass die öffentliche Meinung durch praktische Tätigkeit so stark beeinflusst wurde wie durch die Paxarbeit.“<sup>2</sup>

Die Paxarbeit veränderte diejenigen, die halfen, aber auch diejenigen, denen die Hilfe zuteil wurde. Nicht zuletzt profitierten aber auch die Heimatgemeinden von den Erfahrungen ihrer Glieder.

#### **4. Friedensdienst in Paraguay**

##### **4.1 Friedensdienst ist Dienst im Namen Christi.**

Eines steht fest: Die Mennoniten in Paraguay haben im Laufe ihrer Geschichte einen Blick für die Nöte der Nächsten gehabt. Es gibt viele Projekte, sei es im Schulwesen, im Siedlungswesen, bei der Landbeschaffung, im Handwerk und bei der Arbeitsbeschaffung, die der nichtmennonitischen Bevölkerung im Lande zu Gute gekommen sind. Natürlich hat das auch mit dazu beigetragen, dass viele von ihnen, denen Hilfe zuteil geworden ist, den mennonitischen Glauben angenommen haben. Programme für Straßenkinder, für Alte, für Leprakranke und auch für Aidskranke sind Zeugnisse aktiver Nächstenliebe.

Und doch, so meine ich, ist das Reservoir der Nächstenliebe noch nicht ausgeschöpft. Durch das Privileg der Befreiung vom Wehrdienst ist uns ein wirtschaftlicher Vorteil zugestanden worden, um den uns viele Menschen im Laufe der Geschichte, sowohl in Preußen als auch in Russland beneideten und nun in Paraguay

---

<sup>1</sup> zitiert nach Calvin W. Redekop, a. a. O., S. 99. (Der englische Text wurde von mir übersetzt.)

<sup>2</sup> zit nach Redekop, a. a. O., S. 101 (Übersetzung von mir).

beneiden. Unsere achtzehnjährigen Männer sind nicht verpflichtet, den obligatorischen Militärdienst zu leisten. Damit können sie ein bis zwei Jahre früher ins Studium oder ins Wirtschaftsleben einsteigen. Das ist ein nicht zu übersehender materieller Vorteil.

Sobald diese Frage aufgeworfen wird, wird als Gegenargument angeführt, dass die Mennoniten als Gegenleistung den Chaco urbar gemacht hätten. Der Historiker Martin W. Friesen hat wiederholt betont, dass die ersten mennonitischen Siedler im Chaco sich verpflichtet hätten, als Gegenleistung für die Befreiung vom Wehrdienst den bis dahin unwirtlichen Chaco für die Zivilisation zu erschließen. Das sei quasi ein Vertrag zwischen der Regierung und den Menno-siedlern gewesen. Beide Vertragsparteien hätten sich in der Folgezeit an diesen Vertrag gehalten. Die Frage, die sich inzwischen stellt, ist die, wie lange ein solcher Vertrag Gültigkeit behalten kann. Ich hatte bereits 1972 in der Neuländer Jubiläumsschrift ausgeführt:

„Privilegien führen immer zu Abhängigkeiten von der Regierung und engen die politische Handlungsfreiheit ein. Denn jederzeit kann die Androhung ihrer Abschaffung als Druckmittel gegen die Privilegierten eingesetzt werden. Privilegien sind immer zeitlich begrenzt, auch wenn sie für alle Zeiten versprochen worden sind. Daher sollten wir uns dafür einsetzen, dass wir nicht mehr länger auf Grund eines Privilegs, sondern unter Berufung auf ein Grundrecht für alle den Wehrdienst verweigern können. Und das nicht nur wir, sondern auch alle gläubigen Paraguayer und Indianer.“<sup>1</sup>

Mit der neuen Verfassung, die 1992 in Kraft trat, ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Mennoniten haben sich, zusammen mit den anderen christlichen Kirchen im Lande dafür eingesetzt, dass jeder wehrpflichtige junge Mann in Paraguay die Möglichkeit hat, den Wehrdienst aus Gewissensgründen zu verweigern. Soweit, so gut. Doch der in derselben Verfassung vorgesehene Ersatzdienst ist bisher nicht gesetzlich geregelt worden. Daher, so meine ich, sollten die Mennoniten ein Pilotprojekt starten, das beispielhaft für die Gesetzgebung sein könnte. Von unserer Geschichte und von unseren Erfahrungen her sind wir prädestiniert, ein solches Projekt zu starten. Als wehrlose Christen könnten wir einen solchen Friedensdienst auch inhaltlich füllen und begründen.

---

<sup>1</sup> Walter Regehr (Hrsg.): 25 Jahre Kolonie Neuland (1947 – 1972), Karlsruhe 1972, S. 83.



Ein solches Projekt sollte daher von Anfang an als ein Friedensdienst, ein Dienst im Namen Christi, und nicht schlichtweg als Ersatzdienst aufgezogen werden.

Der nordamerikanische Paxdienst begann mit dem Mennonitischen Freiwilligendienst. Auch wir haben in Paraguay schon viele Erfahrungen mit dem Christlichen Dienst gemacht. Bereits 1973 wurde Ernst Weichselberger vollzeitig angestellt, um den Christlichen Dienst und die Friedenslehre unter den Mennoniten zu fördern. Dieser Auftrag hat inzwischen schon viele gute Ergebnisse hervorgebracht.

Aber das reichhaltige Potenzial an jungen mennonitischen Männern ist für den christlichen Dienst noch lange nicht erschlossen. Ich meine, es ist an der Zeit, dass wir damit beginnen, ein Pilotprojekt eines Friedensdienstes ins Leben zu rufen. Man sollte nicht gleich mit der Verpflichtung und mit großen Massen beginnen, sondern vielleicht mit einem Team von vielleicht 20 jungen Männern, die zunächst einmal sich ein halbes Jahr an einem Projekt in der Landwirtschaft oder bei der Aufbauarbeit, z.B. an Schulbauten usw. beteiligen. Einsatzgebiete könnten aber auch Sozialeinrichtungen und Krankenhäuser sein. Diese jungen Männer sollten von Anfang an beruflich und geistlich betreut werden. Das Ziel sollte sein, möglichst alle jungen Männer im Laufe der Zeit zu erfassen und sie an einem Friedensdienst im Land oder auch im Ausland zu beteiligen.

Ein solches Projekt würde seine positiven Auswirkungen auf die jungen Männer, auf deren Elternhäuser, auf die Gemeinden und nicht zuletzt auf die Landesbevölkerung nicht verfehlen.

#### **4. 2. Zusammenarbeit heißt, nicht Programme für, sondern mit den Betroffenen zu planen und durchzuführen.**

Projekte, die auf diese Weise ins Leben gerufen würden, sollten von Anfang an das Prinzip der Zusammenarbeit beachten. Viele Hilfsprogramme in der Welt sind daran gescheitert, dass zu einem gegebenen Zeitpunkt, das erfolgreich aufgebaute Programm von den Dienstleistenden an die einheimische Bevölkerung übergeben wurde und bald darauf wegen Misstrauen und Intrigen oder Korruption zerbrach. Daher sollten schon bei Programmauswahl und Programmbeginn verantwortliche Personen aus dem Ort mitwirken. Denn Zusammenarbeit heißt, nicht Programme für, sondern mit den Betroffenen zu planen und durchzuführen.

### **4. 3. Entwicklung ist ein Prozess, der Zeit braucht.**

Entwicklungsarbeit braucht Zeit. Das wissen selbst die großen Firmen und Betriebe, die Millionen in den Entwicklungssektor stecken. Es ist oft leichter, ein Programm zu starten, als es auf lange Sicht am Leben zu erhalten. Entwicklung ist stets mit einem Lernprozess verbunden, bei dem beide beteiligte Gruppen Neues hinzulernen. Holzwege und Rückschläge sind im Entwicklungsprozess keineswegs nur vergeudete Zeit und auf fehlendes Wissen und Können zurückzuführen, sondern gehören zum Lernprozess dazu.

### **4. 4. Fortschritt heißt, sich auf den Weg machen.**

Fortschritt ist nur dort möglich, wo jemand seinen Standort verlässt und fortschreitet. Wenn wir also die uns umgebende Bevölkerung an unserem wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt beteiligen wollen, dann müssen zunächst einmal wir uns auf den Weg machen. Dann aber sollten auch die Betroffenen zur Bewegung, zur Aktivität motiviert werden. Das wird keineswegs einfach sein, denn sie haben eine ganz andere Lebenserfahrung als wir.

Als ich mit einem Bekannten die Ruta Transchaco entlang fuhr und die vielen provisorischen Hütten am Wegesrand sah, sagte ich zu ihm: „Stell dir einmal vor, wir beide wären in so einer Hütte zur Welt gekommen.“ Darauf sagte er spontan: „Wir beide wären da nicht lange geblieben, wir hätten uns aufgemacht und unsere Situation verändert.“ Das konnte er sagen, weil er wusste, dass unsere Erziehung und Lebenserfahrung uns zum Aufbruch gedrängt hätte. Was aber, wenn man in einem solchen armen Milieu aufwächst und kaum andere Vorbilder zu Gesicht bekommt? Hier ist Hilfe von außen dringend geboten.

### **4.5. Was können, was sollen wir tun?**

Unsere mennonitische Gemeinschaft ist inzwischen so weit fortgeschritten und differenziert, dass wir Initiativen und Veränderungen nicht nur von den Verantwortlichen in Gemeinde und Kolonie erwarten können. Im Wirtschaftsleben haben wir das längst begriffen. Eine differenzierte Gemeinschaft braucht Vereine und Gruppierungen, die in Eigeninitiative Projekte erarbeiten und wenn möglich auch durchführen.

Ein solches Handeln stößt bei uns aber allzu leicht auf Missverständnisse, wenn nicht sogar Misstrauen. Wir, zumindest in den Kolonien, sind es gewohnt, dass

Projekte entweder von den Verantwortlichen in Kolonie und Gemeinde angefangen oder zumindest abgeseget werden. Startet ein Verein aus eigener Initiative ein Projekt, so muss er sich darauf gefasst machen, dass er zunächst einmal von vielen nicht akzeptiert wird.

Ich will das an zwei Beispielen erläutern. Vor etwa zehn Jahren wurde der Verein für Geschichte und Kultur der Mennoniten in Paraguay von zehn Personen ins Leben gerufen. Er ist inzwischen ein eingetragener Verein mit fast 100 Mitgliedern. Seit dem Jahr 2.000 gibt er jedes Jahr ein Jahrbuch heraus und hatte bereits mehrere Symposien veranstaltet, zu dem sogar Redner aus den USA und aus Kanada eingeladen wurden. Der Verein wird nur durch Mitgliedsbeiträge und durch Spenden getragen. Das bedeutet, dass er finanziell weder den Gemeinden noch den Kolonien zur Last fällt. Die Arbeit wird vom Vorstand und von den Mitgliedern ehrenamtlich gemacht. Das Interesse für die Geschichtssymposien steigt von Jahr zu Jahr, aber es ist bezeichnend, dass Lehrer und Prediger nur in sehr geringer Anzahl daran teilnehmen? Ob sie eher kommen würden, wenn der Geschichtsverein ein Organ der Gemeinden oder der Kolonieverwaltung wäre?

Nun das zweite Beispiel: Vom Geschichtsverein wurde eine Arbeitsgruppe beauftragt, bis zur Mennonitischen Weltkonferenz in diesem Jahr in Asunción ein Lexikon der Mennoniten in Paraguay zu erarbeiten. Das Lexikon ist inzwischen gedruckt worden und in unseren Buchläden erhältlich. Es hat fast 500 Seiten und umfasst über 600 Stichwörter. Dieses Projekt haben wir in Eigeninitiative angefangen und die Arbeit wurde größtenteils ehrenamtlich gemacht. Wir haben viele Autoren gewinnen können, so dass es ein Gemeinschaftswerk geworden ist. Den Oberschulzenrat und das Gemeindegremium hatten wir um Mithilfe gebeten, um die direkten Unkosten wie Unterkunft und Verpflegung bei Tagungen und vor allem die der Drucklegung zu finanzieren. Beide Gremien haben uns den Druckkostenzuschuss in großzügiger Weise gewährt. Dafür sind wir dankbar.

Diese Erfahrungen haben mir gezeigt, dass Eigeninitiative sich lohnt und die Verantwortlichen in Kolonie und Gemeinde entlastet. Wichtig ist, dass diese Eigeninitiativen nicht gegen Gemeinde und Kolonie gerichtet sind. Und da, wo Zusammenarbeit möglich ist, sollte sie auch durchaus in Anspruch genommen werden.

Ich schließe meine Ausführungen mit einem Appell an die hier versammelten Personen. Ich denke, wir haben inzwischen Männer und Frauen, die gute organisatorische Fähigkeiten besitzen. Sie wären durchaus in der Lage, ein Pilotprojekt

des Friedensdienstes für die jungen mennonitischen Männer in Paraguay ins Leben zu rufen. Als Mitglieder unserer Gemeinden hätten sie auch die notwendige Überzeugung, um einen solchen Friedensdienst im Namen Christi mit Inhalt und Leben zu füllen. Wenn ich an die MCC-Arbeit und an die Paxarbeit denke, ist mir bewusst, dass neben Gemeinden und Organisationen auch immer wieder Einzelpersonen sich für soziale Dienste im Namen Christi mit ihrer Person und mit ihrem Geld eingesetzt haben. Warum sollte das bei uns nicht möglich sein?

## Las prácticas pacifistas en las iglesias menonitas

Rogelio Duarte

La teología y las prácticas pacifistas en las iglesias menonitas de habla hispana

### *Introducción*

La práctica de la paz como elemento en el mensaje del cristianismo a través del tiempo es notoria, aunque en algunos momentos son más fuertes que en otros. La paz es inherente al evangelio, no se concibe el ofrecimiento de la salvación sin una realidad consecuente, la paz: Jesús dijo “Mi paz os dejo, mi paz os doy... no como el mundo lo da” Jn.

Descubrir y aplicar esa paz que ofrece Jesús es la consigna y el gran desafío de la iglesia cristiana. Siempre fue un tema discutido pero no olvidado: Para algunas iglesias es un elemento más del discipulado y para otras es el centro del mensaje evangélico.

Al reflexionar en la paz como elemento de práctica en las iglesias menonitas en general y las latinas en particular, en el Paraguay, queremos repasar algunos antecedentes de proyectos para implementar el concepto de paz más incluyente y significativa en el temario de las iglesias y su ministerio. En este orden de cosas desarrollaremos conceptos de los actores que desarrollan, o deberían desarrollar, una teología y la práctica de la paz en el contexto latino. Para esto hemos acudido a algunos pastores para saber sus ideas y experiencias en este campo con 4 enfoques específicos: La paz con Dios, consigo mismo, con el prójimo y con la creación en general: Cómo enseñan, qué enfatizan en estos aspectos y cuales son las falencias o debilidades para promover con mas dinamismo estos aspectos de la evangelización y el discipulado. Luego concluimos con algunos retos que las iglesias latinas tienen al respecto.

### *1. Antecedentes*

No tenemos datos históricos que el pacifismo como doctrina y practica cristiana en general y menonita en particular haya sido un tema de interés en las misiones menonitas en el Paraguay. Tal es así, que la palabra Anabautista, es una palabra conocida para ex-estudiantes del CEMTA o IBA y para aquellos que han salido en el exterior para algún congreso, de la misma manera se carece del uso de la terminología que caracteriza a la teología de la paz.

1.1. Las dos convenciones hispanas, CONEMPAR y CIPHM, organizaron el primer gran congreso nacional sobre el pacifismo enfocado a las iglesias latinas en octubre del año 1996. Se invitó al Dr. R. Esquivia de Colombia como ponente principal.

Este congreso se basó sobre la OC al SMO (Objeción de conciencia al Servicio Militar obligatorio) y la posición de las iglesias al respecto. Algunas conclusiones de este congreso:

#### 1.1.1. De las iglesias tradicionales (madres)

- Hubo poca enseñanza bíblica e histórica de la posición anabautista al respecto.
- La no-violencia se ha reducido al rechazo del SMO, de la cual están exonerados por ley, y se ha desarrollado poco la no-violencia en otros aspectos de la relación humana.
- La ley de exoneración ha motivado un fuerte impulso de hacer algo por el país en compensación pero limitado a los jóvenes étnicos alemanes. El servicio se vuelve una compensación y no fruto de una experiencia espiritual ni convicción teológica.
- Es necesario ligar la no-violencia y la propuesta de la paz a la esencia de todo mensaje cristiano.

#### 1.1.2. En cuanto a las iglesias nacionales:

- Pocos misioneros parecen haber sido muy convencidos de las posturas teológicas anabautistas.
- Muchos de los primeros pastores latinos no tuvieron la capacitación en instituciones menonitas pues vinieron de otras denominaciones y por ende el pacifismo no fue de interés especial.
- El testimonio de paz integral fue desligado de la evangelización y el

discipulado.

- Las iglesias emergentes han mantenido una postura dependiente y no crítica al mensaje y práctica que recibieron.

Y como conclusión la exhortación fue de que “deberíamos ser creativos en nuestro testimonio de paz, estableciendo hechos visibles de intentos de reconciliación programada entre las familias, en las iglesias, en forma interconfesional, entre obreros y patrones, en el ámbito político, etc.”

De este congreso nació un Comité (SERVIPAZ) que no pudo “vivir” por mucho tiempo porque no había una convicción conjunta que podría funcionar efectivamente.

1.2. CONEMPAR fue una de las pocas convenciones que se ha preocupado por alentar a los jóvenes cristianos para ser objetores de conciencia cuando se promulgó la nueva constitución en 1992 con la figura constitucional de la OC. Se ha realizado una campaña de concientización entre los jóvenes para que sean objetores al SMO. Luego la OC ha perdido su fuerza, pues la situación se ha degenerado en una no-participación en la vida militar por una cuestión más bien práctica que de conciencia, en consecuencia los jóvenes no acuden a los cuarteles y el gobierno no tiene la fuerza para hacer cumplir las leyes y la iglesia también ya no tuvo interés en seguir con esto.

1.3. En el año 2007, CONEMPAR realizó un proyecto de preparación de liderazgo de curso de dos años, Capacitación 222, donde un módulo fue el estudio del pacifismo como una necesidad del discipulado cristiano e identidad menonita anabautista. Se invitó a Pablo Stuky experto de JUSTAPAZ de Colombia para dictar el curso propuesto. Se dictó la capacitación enfocando los 4 elementos mencionados antes y que serán desarrollados más adelante. Interesantemente, muchas de las conclusiones de los líderes fueron que la reconciliación y el pacifismo son buenos temas para países como Colombia pero no será posible ni necesario para iglesias del Paraguay.

1.4. En la consulta sobre Administración eclesiástica de dos Convenciones de los Hermanos menonitas (Chaco, 2006) no aparece en ningún lado que la iglesia sea propulsora de la paz. Se habló del discipulado y de ofrecer un testimonio efectivo y misericordioso al mundo que nos rodea, sin usar los términos adecuados a las ideas anabautistas.

1.5. En la Declaración de Fe de CONEMPAR, aparece expresado que “creemos

en la no-violencia y la no-resistencia es el modelo bíblico para las relaciones humanas”, (Manual de Fe y Procedimientos, 2002, Art 18), aunque en la práctica no se tiene en cuenta como un principio distintivo de la iglesia.

Una observación importante es que en nuestras iglesias y aun en los documentos que elaboramos parece que evitamos sistemáticamente usar el término paz y sus acepciones como elementos identificatorios para la vida y el ministerio cristiano.

## *2. La paz como tema en la práctica cristiana*

Sabemos que para pensadores como Driver y Stot, el pacifismo no es una opción para la iglesia sino el corazón del mensaje cristiano. El mensaje del evangelio es un mensaje de paz.

**2.1. Definiciones:** El término PAZ aparece como 100 veces en el NT. Eso implica que es importante. Algunos ejemplos. Ef 2:17; 6:15; Rom 10:15; La Biblia habla del evangelio de paz.

En la época del NT había tres términos para esto: El shalón (hebreo), eirene (griego) y la pax romana. Por lógica entendemos que cuando los profetas y Jesús hablaban de paz estaban pensando en el termino hebreo.

**2.1.1. EIRENE.** Paz griega. Los griegos tenían su propio concepto de paz. Algo más personal, subjetivo e interno. Más mental y espiritual. Era un significado muy distinto al shalon hebreo. Especialmente con los “Estoicos”, una escuela filosófica que enfatizaba la **introspección** como método de autoayuda y realización (Hec 17:18). Era una condición más estática, interna que un activo relacionamiento externo. Podría significar un estado de descanso y la **ausencia de conflicto**, más de recogimiento interior que preocupación externa.

A pesar de tener esta connotación muy diferente al significado del shalón hebreo, la iglesia ha adoptado muy pronto esta paz como el ideal cristiano: Los ermitaños y ascetas vieron en el como el ideal humano y cristiano. Más tarde se formaron los grandes conventos y monasterios con esta filosofía y metodología, donde el devocional personal y subjetivo era el ideal. Esta idea fue perfeccionada por los puritanos desde el siglo XVI y los pietistas desde el siglo XVII y que ha influenciada en gran medida la teología cristiana hasta hoy.

**2.1.2. PAZ Romana:** La Paz romana (en latín, pax romana), llamada también Pax augusta, constituye un largo periodo de **paz impuesto** por el Imperio Romano a los pueblos por él sometidos. La expresión proviene del hecho de que la



administración y el sistema legal romanos pacificaron las regiones que anteriormente habían sufrido disputas entre jefes, tribus, reyes o ciudades. La Pax romana, período de orden y prosperidad que conoció el Imperio romano en el plano institucional, fue un período de equilibrio. La pax romana (en español, ‘paz romana’) fue en realidad una paz armada, porque los emperadores conservaron las fronteras del Imperio gracias a las espadas. Esta paz estaba fundamentada en la filosofía de la retribución. Se recibe lo que se merece. Es una paz retributiva.

La iglesia favoreció esta paz forense o jurídica (Yoder, Driver) desde Constantino cuando la iglesia bendice el sistema con los sacramentos como un medio para cubrir legalmente el pecado del hombre ante Dios. Algunos ejemplos de contrastes entre la paz romana y la paz en el reino de Dios:

En Lc 6:27-30 y Mt 5:38-44, encontramos algunos ejemplos de las acciones justas del sistema del mundo y las acciones del reino de Dios.

Tipo de personas	Justicia Retributiva	Justicia del Reino de Dios
Enemigos	Eliminarlos	Amarlos
Los que nos maldicen	Maldecirlos	Bendecirlos
Quienes nos ultrajan	Aborrecerlos	Orar por ellos
Quienes nos hieran	Herirlos	Dar la otra mejilla
Mendigos	Evitarlos	Darles algo

Recordemos que la violencia es una manera de solucionar una situación y la no-violencia es otra forma de enfrentar esa misma situación. “La violencia es el primer recurso de los ineptos”, dice un refrán y la no-violencia es de los sabios, dice el proverbista.

**2.1.3. SHALON:** Esto incluye toda la vida del ser humano y su ambiente. Shalón es convivir según la intención de Dios: Respetar a todos, oportunidad y justicia para todos, bienestar general y buen relacionamiento entre Dios y las personas (Jer 5:27-28). Las palabras paz, justicia y salvación son sinónimos en su aplicación y comprensión (Ron 5:1; 8:1), (Is 52:7), (Rom 10:12ss). Entonces esta paz no es solo ausencia de conflicto, a veces, hasta puede crear, sino la búsqueda y desarrollo de las condiciones para que el ser humano se desarrolle en forma integral y sea activo dentro de una comunidad. Es la búsqueda del bien común con los elementos que Dios puso a disposición del ser humano (Lc 4:16-21; 2. Jn 2). Es también crear el ambiente donde pueda desarrollarse un verdadero shalóm. Este shalóm implica dinámica, movimiento, interés, queja, perdón y la búsqueda

constante del ser humano para suplir sus necesidades y cumplir su propósito y el de Dios. **Es una paz restaurativa.** Se dificulta el shalón si hay limitaciones por causa de la desobediencia, la negligencia o las estructuras creadas por el ser humano.

### *3. Efecto teológico y práctico de la PAZ con Dios por medio de Jesús: La reconciliación*

El término **reconciliación** viene del latín Re=(de nuevo, volver a) y Conciliare (acercarse, reunirse, caminar juntos). La reconciliación es signo de vida, de renacimiento, de rejuvenecer de tener un futuro más plausible. Es un mandato o el ministerio que Dios da a la iglesia y sus ministros; “Somos ministros de la reconciliación” (2 Cor 5:18ss), dice Pablo y el mismo apóstol dice en que “debemos ser buenos administradores de los misterios de Dios” (1Cor 4:1ss).

Hay por lo menos 4 maneras de que esta reconciliación se hace efectiva, en CONEMPAR lo estamos reflexionando, y para nuestro interés en esta ponencia lo desarrollamos a continuación:

**3.1. Con Dios:** Todo el proceso de la salvación: Reconocimiento de pecado, confesión, restitución, etc. Es lo que comúnmente denominamos el acto de la salvación y el discipulado como proceso de reunirse con Dios y lo que él espera del ser humano. Rom 8:1, 2 Cor 5.17, el que está en Cristo nueva criatura es. Las cosas viejas (separación/indiferencia, egoísmo, la destrucción, etc.) pasaron.

**3.2. Consigo mismo:** Rom 7:15-25. En nuestro vocabulario popular y cristiano decimos ahora sanidad interior o en el psicológico lo denominamos una buena **autoestima**.

Salmos 32.1-2; 37:11; Jn 14:27, son textos que enfatizan que el perdón por parte de Dios es el comienzo de una vida interior triunfante. Esta es la paz **intrapersonal**. Es la reconciliación entre la mente y el espíritu con el cuerpo. Es el equilibrio emocional como fruto de una paz espiritual basado en el perdón del pecado y la conciencia de ser una persona restaurada a la imagen de Dios.

**3.3. Paz con el semejante/comunidad:** Es la paz **interpersonal**. El ejemplo clásico del antipaz es el peón que pidió perdón a su amo pero no quiso perdonar a su compañero (Mt 18:23-35). El que fue perdonado por Dios y que se ha perdonado a si mismo le es fácil perdonar a los demás (1Jn 4:20). Si le cuesta perdonar y reconciliarse con otros es discutible su reconciliación con Dios (Mt 5:23-

25), ni las ofrendas sirven como elemento de la adoración si no hay disposición a perdonar a los demás.

Como cristiano y comunidad espiritual hay mucho que aportar en este nivel de la paz:

- Dentro de la familia espiritual, dentro de la comunidad espiritual, interdenominacional.
- Alrededor de la comunidad espiritual y dentro de la sociedad, en el país.

En el mundo del AT tenemos la visión de una comunidad o ciudad que tenía el propósito de exterminar la violencia como forma de hacer justicia y reconciliación entre las personas. Para esto Dios ordenó la existencia de las ciudades de refugio. La posibilidad del perdón y la justicia dentro de ellas (Ex 21:13; Num 35:9-15; Deum 4:41-45 Jos 20:2). Que bueno es pensar que las iglesias sean comunidades de refugio para la reconciliación. Los hermanos colombianos han denominado a sus iglesias santuarios de paz, es una buena identificación.

**3.4. Con la naturaleza:** La creación natural como elemento de reflexión teológica y de la práctica eclesial es relativamente nueva en nuestros contextos. Vivimos en un tiempo donde se habla que la naturaleza está cobrando al humano su desatención hacia ella. Huracanes, calentamiento global, desmontes, fuegos, sequías, inundaciones, etc. (Salmos 24.1; Levítico 25:23). El hombre es responsable de la naturaleza creada por Dios, es parte de su campo de la administración (Gen 1:26ss). En un vocabulario más eclesial podemos afirmar que el trato a la naturaleza es parte de nuestro ministerio cristiano.

La naturaleza tiene un sistema de vida, violarlas es exponernos a un desastre. Los recursos no son eternos y muchos de ellos no son renovables. La ley natural no se puede suplir con inventos humanos, por esto es necesario que la iglesia desarrolle una teología de administración de la naturaleza.

**Resumiendo podemos afirmar que:**

Hay un nivel de paz con Dios	Dimensión espiritual
Un nivel de paz intrapersonal	Dimensión física - psicológica
Un nivel de paz interpersonal	Dimensión social - comunitaria
Un nivel de paz con la naturaleza	Dimensión ecológica

#### *4. La PAZ en las iglesias menonitas latinas*

Como hemos afirmado en el párrafo anterior, el desarrollo de los diversos enfo-

ques es parte del ministerio de la iglesia. A continuación describiremos la comprensión y el énfasis en los diversos enfoques de acuerdo a la observación del autor y el resultado de una pequeña investigación realizada entre algunos pastores especialmente de CONEMPAR para esta ponencia.

4.1. Tradicionalmente el primer enfoque, la **Paz con Dios** es muy fuerte en las iglesias: Hay una clara teología y metodología de evangelismo y discipulado vertical. Hay un fuerte énfasis en la relación rígida entre el ser humano y Dios, lograda por el sacrificio de Jesús. El centro de la reflexión y la práctica de las iglesias es esta; se desarrolla como un objetivo casi terminado y completo: Las personas necesitan la salvación, se unen a la iglesia y con eso solucionan sus problemas para ser parte de un nuevo ciclo: testificar para que otras personas se salven.

4.2. **La paz con uno mismo**: Hemos recibido que el mensaje de salvación reacomoda todo en la parte interna del ser, pero con el correr del tiempo nos damos cuenta que hay grandes grietas internas que deben ser unidas. En las iglesias se habla de la sanidad interior, un método con contenido psicológico y teológico que es bien visto en muchas de nuestras iglesias. Es una orientación recogida de la enseñanza y práctica de las corrientes modernas del discipulado cristiano. La limitación de esta enseñanza es que no se puede identificar en que momento o cuando se puede hablar que una persona es sana en su vida interior. La mayoría de los líderes no ven que el bienestar personal tenga fin en sí mismo sino como un requisito para seguir testificando con la efectividad que Dios espera. Un pastor escribe, “En Juan 16:33 dice en el mundo tendréis aflicción pero confiad (en el mundo tendréis adversidad, angustia, calamidad, dolor, tribulación etc.), en una palabra la paz personal no es posible y todo problema personal es parte de la lucha y la aflicción del cristiano. No es permitido un desorden interno para el cristiano”. Culmina este pastor diciendo: “Que uno fue salvado por Jesús para cumplir el propósito que sea glorificado solo Dios aquí en la tierra. En Cristo nos convertimos en instrumento (enviado) del reino, mientras que estemos en vida Dios tiene que hacer todo aquello que el ha planeado hacer en y a través de nuestras vidas, así obedeciendo esto obtengo la paz conmigo mismo”. En otra palabra la paz está en directa relación con el plan de Dios para el mundo. Otro pastor afirmó que una persona tendrá paz cuando pueda “Realizar conforme a la voluntad de Dios las tareas y ver los frutos”. No se concibe la idea de una vida interior intranquila para un cristiano fiel al Señor, por este mismo hecho es difícil consultar a profesionales de la salud mental sobre cuestiones espirituales.

**4.3. Paz en la interrelación personal/comunitaria:** De alguna manera hay un énfasis en este punto como resultado natural de la conversión a Cristo. Un pastor expresó: “A Jesús le costo la vida para traer paz, nosotros somos lo que tenemos que traer paz al prójimo, aunque eso pueda causar en nosotros conflicto externo en nuestro relacionamiento con los demás”. Como nos daremos cuenta el énfasis está en traer paz al prójimo pero no ser instrumento de paz entre las personas. Ser mediadores o trabajar en la búsqueda de un bienestar comunitario más allá de predicar la salvación es poco conocido en el ambiente latino. Menos todavía la preparación de la mediación entre personas que no sean cristianas o en instituciones fuera de la iglesia como en el trabajo, en la escuela o en el barrio.

Otro pastor opina diciendo: „Considero algo difícil pero es un mandato de Dios de presentar a mi prójimo el plan de salvación para poder alcanzar la paz con Dios” o sea para este pastor se repite la afirmación anterior. Sigue diciendo: „si quiero llevar paz debo predicarle el evangelio, para eso necesito evangelizarlo para que tenga contacto con Dios; como iglesia hemos evangelizado a media, es necesario un trabajo más estratégico para que estos prójimos puedan tener paz con Dios”. En general las iglesias y los pastores no se ven como instrumento más allá de su función pastoral concreto y la función de la iglesia es salvar las vidas y no procurar que se lleven bien fuera de la salvación. Algunos opinan muy fuertemente que no vale la pena procurar la reconciliación entre las personas incrédulas, diciendo que sin una evangelización tradicional (donde se busca la conversión de las personas) aquello no tiene sentido.

En el Manual de CONEMPAR, hay un párrafo donde se orienta a las personas para arreglar las diferencias como un proceso que puede tener varias instancias: Entre hermanos, con la iglesia y pastor local, al pastor zonal, al Comité de la Convención (Manual, 2002: Sección B, IV). En otra parte este documento dice que una persona disciplinada puede acudir a otras instancias (que no sea la legal) para buscar una justicia restaurativa. Aun en estos casos se habla que las personas pueden participar en la cena del Señor, como una forma de mantener la reconciliación y la paz (Ibid, Sección, C, 4-5).

Por otro lado, algo importante que debemos significar es que donde hay una fuerte presencia de iglesias menonitas, se puede notar un espíritu de tolerancia y trabajo mancomunado entre los pastores y las diferentes iglesias. Ej. Bajo chaco, MR Alonso, Cordillera, en el norte, etc.

**4.4. Paz con la creación.** Siguiendo con el modelo que se ha enfatizado especialmente con la gente de JUZTAPAZ, tenemos esta enseñanza de la buena administración de la creación de Dios. Es un campo un poco nuevo y que se ha tratado muy poco a nivel teológico cristiano en general y menonita en particular. Ante este hecho un pastor indicó: „Creo que con la naturaleza nos falta, es decir, una deuda por que no somos consciente de que estamos destruyendo la paz con la naturaleza”. Sigue afirmando este pastor: “Para mi es algo nuevo, es como para sentarse y meditar pero debemos saber que, Dios perdona, el hombre perdona, pero la naturaleza nunca perdona si le tratamos mal”. Este pastor por lo menos sabe este dicho popular.

Otro de los pastores afirma que “en Romanos 8:21-22 podemos ver que la creación sufre la consecuencia de la corrupción del ser humano, lo que podemos entender es que mi shalom para con la creación es cuando tengo reconciliación con Dios. Pero esto nos da la pauta de que somos gran responsable como hijo de Dios de la creación de Dios y lo mínimo que podemos hacer es administrar lo mejor posible principalmente a lo que se refiere la naturaleza”. Este líder trata la sentencia divina para aquellos que mal administran a la creación pero no tiene mucha idea de cómo puede manejar esta cuestión para prevenir la sentencia, además de la evangelización. El mundo evangélico sigue siendo muy indiferente a esta realidad y los pastores de las iglesias no son la excepción. Aunque en algunas iglesias hay ciertos indicios de preocupación por la quema de las basuras, o proyectos de plantar árboles etc, pero todavía a un nivel muy pequeño. Un pastor expresó que “nunca hemos comentado esto en el seno de la iglesia, pero podemos hacer un compromiso como iglesia para cuidar, proteger nuestro habitat”. De lo visto y escuchado de los líderes es muy difícil trabajar en estos campos porque no se ve como una ocupación de la iglesia y del ministerio pastoral.

En nuestra teología evangélica funciona bien la primera y la segunda opción. Pero la dimensión social, comunitaria y en mayor grado la dimensión ecológica se ha dejado atrás por mucho tiempo y necesitamos recuperar y trabajar con esto.

La mayoría de los líderes, aun los aleguayos, piensan que la paz y todo lo que atañe al pacifismo es una cuestión de las iglesias menonitas alemanas, norteamericanas o europeas; que el anabautismo fue un movimiento que quedó en la historia y no es aplicable en la enseñanza popular como algo actual.

## **5. Desafíos para las iglesias latinas para desarrollar una teología y práctica**

**de la paz**

Todas estas limitaciones tanto de la comprensión como de la práctica pacifistas en las iglesias nos llevan a formular actualmente algunas inquietudes y retos para el futuro ministerial y pastoral tanto de los líderes de iglesias locales como de la denominación.

5.1. La enseñanza de la teología anabautista en las instituciones teológicas (CEMTA, IBA) y las convenciones deben ser más contextualizado y moderno, ya que la mayoría de los líderes proceden de esos lugares. ¿Qué implica ahora ser Objeto de conciencia, qué es buscar la paz, la reconciliación en un momento de nuestra historia donde la violencia gana terreno? Es la ecología parte de nuestro ministerio o la incursión en el ámbito social, educativo o político es factible? La corrupción como sistema, es un tema debatido en las iglesias y los líderes? Sé que se está enseñando pero necesitamos que la teología se vuelva parte de la vida, del ministerio cotidiano y de los programas de las instituciones. Que promovamos una „cultura de la paz”. Me alegra que en CEMTA nuestro lema 2010 es „Seguid la paz con todos”.

Es interesante que el primer capellán para el ejército sea de una iglesia de los hermanos menonitas, este hecho reclama un análisis denominacional. Se esta violando un principio denominacional o es una nueva forma de llevar la paz de la Biblia a contextos no tradicionales? Es interesante que algunos hermanos del exterior se han preguntado como puede ser eso! Como convenciones debemos tomar estos temas y buscar la manera de incluirlo dentro de los temarios en las capacitaciones para el liderazgo.

5.2. Tenemos un peso muy limitado y necesitamos más capacitación y entrenamiento para esta tarea, expresó un pastor. Que haya capacitación concreta a toda la iglesia sobre las prácticas interpersonales y comunitarias. Que desarrollemos una teología de la reconciliación en las relaciones humanas como parte del proyecto salvífico de Dios. Que la iglesia y los pastores salgan afuera y tengan conciencia que posibilitar la paz en las relaciones humanas, aunque sean incrédulos, es parte del ministerio.

5.3. Una de las restricciones en las iglesias latinas es la limitación del recurso humano. Hasta hace muy poco tiempo era muy difícil dialogar con personas fuera de la iglesia para ofrecer algo más que el “evangelio crudo”, sin analizar el contexto y sus necesidades.

En este tiempo hay personas, aunque no muchas, que son abogados, psicólogos, trabajadores sociales, etc., que posibilitan oportunidades de ofrecer recursos para ayudar a las personas y comunidades. Ej. En la iglesia Emaus estamos desarrollando un plan de bienestar ambiental para desarrollar a la comunidad. La idea es presentar para que sea un proyecto municipal, para eso debemos tener personas preparadas y los contactos naturales. Hay otra iglesia en E. Ayala que está trabajando en apoyo a instituciones educativas en su plantel de profesores con un promisorio éxito.

Por otro lado, relacionado al recurso humano, está el recurso económico. Las iglesias latinas en general están luchando por su sobrevivencia porque en general se componen de personas pobres que deben cubrir sus propias necesidades internas y les cuesta crear organismos para un ministerio exterior fuera de la evangelización. Por otro lado cuando en alguna iglesia hay recursos externos no son invertidos en estos menesteres, por ser tareas no evangelísticas. En Emaus tenemos un ministerio en el Buen Pastor, con dos grupos de personas que trabajan: Una parte evangelística y otro grupo de asesoría laboral (reciclado, tejidos, cocina, etc). Es un lindo ministerio pero difícil porque las personas deben invertir su propio dinero para seguir el trabajo por las limitaciones de la iglesia. Hay otras iglesias con estos casos.

5.4. Es necesario incluir en nuestro vocabulario cotidiano tanto de la iglesia como de la vida total los términos que identifican al pacifismo cristiano. No usamos los términos en nuestras enseñanzas, predicaciones y formulaciones eclesiales, hay déficit en el empleo de muchos vocablos como paz integral, pacifismo, cultura de la paz, no-violencia, iglesia de paz, reconciliación, justicia y paz restaurativa, etc. Por ejemplo, no tenemos en cuenta las celebraciones del día mundial de la paz, a veces no incluimos en nuestro calendario anual e instruimos muy poco acerca del día mundial de la fraternidad anabautista, se conoce superficialmente la historia de la iglesia menonita y del movimiento anabautista, etc., entonces es muy escaso lo que podemos pretender si no comenzamos con estos elementos básicos.

Muchos han pensado que el énfasis en la paz está desfasado y sin contexto. Sin embargo muchas veces están siendo **redescubierto** por otras corrientes, denominaciones y/o prácticas y nos “venden de vuelta”. Ej. La Objeción de Conciencia, algo que nos sacaron los antimilitares por una cuestión más bien práctica que espiritual. Hay un hermano pastor anglicano que se postula para ser concejal en



M. R. Alonso que comenzó a **usar la toalla** como signo de su mensaje de servicio a la comunidad. Cuanto aparece esto en los escritos anabautistas como símbolo del servicio cristiano, pero no hemos usado en forma asidua!!

5.5. Como bien afirma el teólogo menonita Tony Brun (2007), debemos contribuir poniendo énfasis en aquellas características anabautistas que ejercieron fuerza para cambiar las situaciones del contexto sean religiosas o sociales en muchos lugares: No solo enfoquemos en la persona sino también en la comunidad; no solo la igualdad sino también valoremos las diferencias; no solo la solidaridad sino también la reciprocidad: no solo la información en la iglesia sino la formación humana continua; no solo la tolerancia sino también la armonía y la paz integral que pone la mira en la justicia de Dios y por sobre todo, no solo lo que fue sino lo que vendrá. Que la iglesia sea un resplandor de esperanza y no una luz escondida en el tiempo.

### **Conclusión**

He ofrecido un pequeño esbozo de algunos pensamientos y prácticas de las iglesias en cuanto al tema de la paz y la reconciliación como parte integral del ministerio cristiano. No son claros los motivos de nuestro atraso en cuanto a la implementación de una teología de paz comparado con otros hermanos tanto de Latinoamérica como de otros continentes, de donde podemos aprender mucho, pero el desafío está en que es una materia pendiente para el futuro de la iglesia, porque las oportunidades hay, solo falta la decisión y los recursos para ir desarrollando un ministerio basado en el shalón de Dios.

### **Bibliografía**

BRUN, T. (2007). *Siendo anabautista y contemporaneo*.

CONEMPAR (2002). *Manual de Fe y procedimientos*. Asunción.

Convenciones Hermanos menonitas (2006). *Consulta sobre Administración de iglesias*. Chaco.

DRIVER, J. (1974). *Comunidad y compromiso*. EEUU. Editorial Certeza

KRAYBILL, D. (1995). *El reino al revés*. Bogotá, CLARA-SEMILLA.

HIZKIAS, A. (2003). *La reconciliación como paradigma en la construcción de la paz*. Bogota. CLARA.



## **Praktische Aspekte der mennonitischen Friedensarbeit in Paraguay**

Eduard Friesen

### **Einleitendes: Friede in verschiedenen Gewändern**

#### *Marta*

Das Ärzteteam von Km 81 wurde während einer Rundfahrt durch Ostparaguay von einer Krankenschwester eines bestimmten Gesundheitszentrums darauf hingewiesen, dass sich in einer von ihr detailliert beschriebenen Gegend wohl eine junge Frau namens Marta González mit akuten Lepraproblemen befinde. Das Ärzteteam suchte das Haus auf, das sie nach der Beschreibung auch genau identifizieren konnten, aber nach Aussagen mehrerer Männer, die sich auf dem Hof befanden, wohnte hier keine Marta González. Frauen waren merkwürdigerweise keine dabei. Die Ärzte fuhren weiter und forschten in der weiteren Nachbarschaft nach dieser mysteriösen Patientin. Nichts ließ sich finden, so dass die Ärzte zurück zu jenem ersten Haus fuhren. Da Dr. Carlos Wiens diese Leute jetzt in der Guaranísprache über Lepra und die Möglichkeit ihrer Heilung ansprach, gewannen die Leute langsam Vertrauen und ließen die Ärzte zu einer Hütte hinter dem Haus gehen. Dort fanden sie eine Schwindel erregende Situation vor.

Eine junge Frau war in einem 2 x 2 Meter kleinen Bambuskäfig eingesperrt ohne eine Tür. In einer Ecke befand sich offensichtlich ihre Toilette, eine andere war ihre Schlafecke, und in einer dritten Ecke standen einige Speisereste. Ihr Haar war verklebt und zerzaust. Alles, was sie an ihrem Körper trug, war ein Lappen, den sie um ihre Hüfte gewickelt hatte. Ihre Füße hielt sie in einem knöcheltief mit

Stroh bedeckten Fußboden versteckt und wollte sie nicht sehen lassen, da sie geschwollen und eitrig waren. Den Ärzten war bei ihrer Untersuchung sofort klar, dass es sich hier nicht um die gefürchtete Lepra, sondern um eine Art schlimmer Entzündung handele, die mit Medikamenten erfolgreich zu heilen ist. Die junge Frau wurde gebadet, man gab ihr wieder frische Kleider, und durch die entsprechende Behandlung wurde nicht nur die junge Frau wieder gesund, sondern die Last vor der gefürchteten Krankheit und des Ausgestoßenseins verschwand, und der Familienfriede wurde wieder hergestellt.<sup>1</sup> Praktische Friedensarbeit?

### *Isidro*

Isidro stammt aus einer armen Familie, die in Villa Hayes wohnhaft ist. Sein Leben ist geprägt von Ablehnung, von sozialer Ausgrenzung und von der Angst, die besonders von seinem (Aber-) Glauben an den Payé und Pombero herrührt. Ein guter Kandidat, Krimineller zu werden. Durch die Erziehung an der Schule (Efa-ta- siehe unten) und durch die Liebe, die er an der Schule und im Internat erfahren hat, ist er zu einem persönlichen Glauben an Jesus Christus gekommen, wodurch seine Lebenseinstellung sich radikal geändert hat. Er hat keinen Hass mehr auf seine Eltern, die ihn so im Stich gelassen haben. Seine Angst vor den früher für real gehaltenen Geistern ist verschwunden. Diese Umstände haben zur Folge, dass sein Leben nicht mehr direkt unter dem Einfluss des Hasses und der zu fürchtenden Geister steht, sondern dass er volle Verantwortung für sein Leben und Handeln übernimmt und - das Leben macht Freude. Er ist ein strebsamer Schüler und kann sein Leben ohne Angst und Rachegeanken führen. Er will nach seinen eigenen Aussagen später vielmehr selber an dieser Schule arbeiten, um auch anderen Kindern zu helfen, ein Leben ohne Angst, Hass und Bitterkeit zu führen.<sup>2</sup> Praktische Friedensarbeit?

### *Mein Nachbar: Einbrecher oder Freund*

Ein Bürger schilderte folgende Erfahrung: Vor mehreren Jahren kaufte ich ein Stück Land, das als Milchwirtschaft eingerichtet war und an drei Seiten Lateinpa-

---

<sup>1</sup> Duerksen, Dr. Frank, „A Mission with Passion“, p. 115-17.

<sup>2</sup> Nach Informationen von Pastor William Sawatzky in einem Gespräch am 19. April 2010.

raguayer als Nachbarn hat. Auf einige Unannehmlichkeiten hatte ich mich eingestellt, denn der vorige Besitzer hatte von Belästigungen von Seiten der Nachbarn gesprochen. Das erfuhr ich dann auch bald. Die fünf Drähte am Grenzzaun wurden bei mehreren Gelegenheiten mit der Axt abgeschlagen, und fremdes Vieh weidete auf meiner Weide. Einmal kam eines meiner eigenen Rinder mit einem fremden Lasso in meinen Korral, das vermutlich bei den Nachbarn geschlachtet werden sollte. Auch das wäre nicht das erste Mal gewesen. Bei einer anderen Gelegenheit, als ich zu meinem Landstück kam, fehlten an meinem Haus die Fensterläden.

Ich sah mich gezwungen, über Alternativen nachzudenken, wie ich mit meinen Nachbarn umgehen wollte. Ich entschied mich für eine regelmäßige Kontaktpflege mit den Nachbarn. Ich besuchte sie immer wieder spontan als Nachbarn. Bei dem einen habe ich dann sehr bald meine Fensterläden an seinem Haus gesehen, die mir an dem meinen fehlten. Das Thema von den demolierten Zäunen, dem Lasso usw. habe ich nie angesprochen. Aber inzwischen haben wir ein nachbarschaftliches Verhältnis, wobei einer den andern respektiert. Praktische Friedensarbeit?

### **Die biblisch/geschichtlichen Wurzeln der mennonitischen Friedensarbeit**

Das mennonitische Friedensverständnis geht zurück auf den alttestamentlichen Begriff „Shalom“. „Shalom“ ist der Inbegriff von integralem Wohlergehen. Während der griechische Begriff für Friede, „Eirene“, sich stärker auf den Gegensatz zum Krieg bezieht, so steht der Begriff „Shalom“ für das

„Wohlsein im weitesten Sinne des Wortes..., das Glück..., leibliche Gesundheit..., die Haltung der Zufriedenheit... beim Gehen,... im Schlaf..., das friedliche Einverständnis zwischen Völkern und Menschen...“<sup>1</sup>

„Shalom“ war der Ausgangspunkt und das Ziel aller Sozialstrukturen, einschließlich der des Priestertums. „Shalom“ war immer das Ideal Gottes für sein Volk. Die Verwirklichung von Shalom hing jedoch weitgehend davon ab, ob das Volk, sowohl individuell als auch kollektiv, die Gebote Gottes in ihrer religiösen wie auch sozialen Dimension beachtete.

---

<sup>1</sup> Theologisches Begriffslexikon zum Neuen Testament, Stichwort „Friede“, S.369.

Jesus hat sowohl die mentalen wie auch die sozialen Aspekte des Friedens aus dem AT zusammengefasst in dem Gebot der Liebe: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen... und deinen Nächsten wie dich selbst (Mk.12,30.31). Das schließt ein, dass wir nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern vielmehr die andere Backe auch darbieten, wenn man auf die eine geschlagen wird (Matth.7,35). Das Gebot der Liebe schließt auch ein, dass die Hungrigen gespeist, die Nackten gekleidet werden, usw. (Matth.25). Das ist tätige Liebe. Die erste neutestamentliche Gemeinde hat sich als eine Gemeinde verstanden, die dieses Prinzip der Liebe Jesu in der Gütergemeinschaft der Gläubigen ausgelebt hat (vgl. Apg. 2). Wo diese Liebe herrscht, da gedeiht der Friede.

Menno Simons ist nach Jahrhunderte langer Irrfahrt der katholischen Kirche in Fragen Gewaltanwendung als Mittel zur Konfliktlösung und als Instrument des Friedens eindeutig zurück auf die Schiene Jesu geschwenkt, wenn er sagt:

„Eisen, Metall, Spieß und Schwerter lassen wir denjenigen, die leider Menschen und Säueblut in gleichem Werth achten“.<sup>1</sup>

Ebenso brachte er die soziale Verantwortung der Gemeinde wieder auf den Tisch und in die Alltagspraxis, indem er sagte, dass der „wahre christliche Glaube“ die Nackten kleidet, die Hungrigen speist usw., denn so wie es die natürlichen Eltern an ihren Kindern tun, so entspricht dieses der „Art und Natur der heiligen göttlichen Liebe“.<sup>2</sup> Seitdem ist in der mennonitischen Glaubensstradition aus der Linie Menno die Wehrdienstverweigerung ein wichtiges Prinzip des Friedenszeugnisses geblieben, auch wenn es in der Geschichte der Mennoniten in Preußen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert und durch den mennonitischen Selbstschutz in Russland zur Zeit des frühen Kommunismus zu bedeutsamen Abweichungen gekommen ist.

So wie die Mennoniten in Preußen, in Russland, in Kanada und in anderen Ländern bei ihren Wanderungen die jeweiligen Regierungen um die Befreiung vom gesetzlichen Militärdienst baten, so taten sie es auch in Paraguay. Die Mennoniten sahen diese Haltung als einen eindeutigen Beitrag zum Frieden des Landes. Aber so sahen es auch die Regierungen. Wenn die preußische Regierung die verfolgten Mennoniten aus den Niederlanden im 16. Jahrhundert aufnahm und ihnen Freiheit vom Militärdienst zusprach, dann war das keineswegs ein Zeichen reli-

---

<sup>1</sup> Menno Simons, Vollständige Werke, Teil 1, S.117.

<sup>2</sup> M. Simons, ebenda, S. 163.

giöser oder humanistischer Toleranz oder sonst eine moralische Großzügigkeit. Die preußische Regierung hat die Situation aus ihrer Perspektive richtig gesehen: Wenn die Mennoniten das Sumpfgebiet trocken legen und urbar machen, wo kein Preuße wohnen will oder kann, dann tun sie dem Land einen weitaus größeren Dienst, als wenn ihre jungen Männer zu den Waffen greifen. Die Mennoniten haben da einen ganz hohen Preis für ihre Friedenshaltung gezahlt. Immerhin sollen nach Horst Penner während der ersten 100 Jahre der Ansiedlung der Mennoniten in Preußen etwa 80 % der Siedler an dem gefürchteten Sumpffieber gestorben sein<sup>1</sup>, und der preußische Staat hat ohne Zweifel einen wirtschaftlichen Nutzen daraus gezogen. Dieses Argument gilt in Abwandlung sowohl für die Ukraine in Russland wie auch für die Prärien in Kanada und für die grüne Hölle in Paraguay. Nun ist wirtschaftlicher Fortschritt allein allerdings noch kein Garant für den Frieden. Er kann ebenso gut auch als Instrument der Unterdrückung genutzt werden.

### **Praktische Friedensarbeit in Paraguay: Prüfstein Chacokrieg**

Als die ersten Mennoniten Ende der zwanziger bis Anfang dreißiger Jahre in den Chaco kamen, hatten sie noch keine Ahnung von dem kurz bevorstehenden Krieg zwischen Paraguay und Bolivien. Ihre Haltung zum Krieg und zur Beteiligung am Krieg mit oder ohne Waffen wurde jedoch überraschend schnell auf die Probe gestellt. Die paraguayische Regierung hat zwar keinmal die Wehrfreiheit der Mennoniten in Frage gestellt, befahl aber angesichts des drohenden Krieges 1932 die Evakuierung der Mennoniten und die Umsiedlung nach Ostparaguay. Beide Kolonien, Menno und Fernheim, weigerten sich, diesem Befehl zu folgen. Von den Bürgern der Kolonie Fernheim wurde umgehend ein Antrag auf Aufhebung der Anordnung an die zuständigen Behörden gestellt, und sie wurde ihnen gewährt. Im Gegenzug hätten die Mennoniten einen „milden Beitrag“ für das Militär auf Isla Poí geliefert, der in einer Spende von Süßkartoffeln, Bohnen, Brot, Honig und Eiern bestand. Daraufhin beantragte das Militär die Nutzung der mennonitischen Wagen für den Transport von Esswaren, Soldaten und Verwundeten. Die Bürger Fernheims haben diesen Antrag angenommen, und die Bürger aus Menno haben den Heeresführer umgehend um eine Befreiung dieser Verpflich-

---

<sup>1</sup> Penner, Horst, „Weltweite Bruderschaft“, S. 72.

tungen gebeten, und sie wurde ihnen gewährt<sup>1</sup>.

Was die Friedensabsichten der kanadischen Mennoniten mit den hier lebenden Indianern angeht, ist zu vermerken, dass sie keine missionarischen Ziele verfolgten. Die mennonitischen Delegierten haben 1921 diesen Punkt sogar mit dem Präsidenten Dr. Manuel Gondra in Zusammenhang mit der Beantragung der gewünschten Privilegien angesprochen. In Kanada hatte nämlich die Regierung dafür gesorgt, dass die Siedler nichts mit den Indianern zu tun hatten, und das stellten sie sich hier auch vor. Martin W. Friesen schreibt dazu, dass aus den Ausführungen des Präsidenten hervorging,

„dass er eine Räumung des Siedlungsgebietes von Indianern vorläufig noch nicht als notwendig erkannte, weil die Indianer doch ständig ihre Wohnplätze wechselten, und im Chaco sei noch viel Bewegungsraum für diese nomadisierenden Indianerstämme“.<sup>2</sup>

Daraus wird ersichtlich, dass diese Gruppe von Siedlern keine besonderen Friedensabsichten mit den Indianern hatten, es sei denn, dass diese sich in sicherer Distanz hielten. Ob Präsident Gondra so eine Trennung dieser Volksgruppen wirklich für möglich gehalten oder sie angestrebt hat oder ob er sich hier als besonders geschickter Diplomat zeigt, um die Mennoniten doch in die moralische Verpflichtung den Indianern gegenüber zu ziehen, das steht hier nicht zur Diskussion. Die Fernheimer Siedler kamen auf Grund ihrer Erfahrungen unter dem frühen Kommunismus in Russland mit einer ganz anderen Vision in den Chaco und fingen dann auch schon sehr früh mit der Missionierung der Indianer an. Das hat ohne Zweifel einen nachhaltigen Einfluss auf das friedliche Miteinander im zentralen Chaco ausgeübt. Im Laufe der acht Jahrzehnte der Präsenz der Mennoniten in Paraguay sind immerhin eine Reihe von Projekten entstanden, die zum Ziel haben, „Shalom“ zu verwirklichen. Im Folgenden wollen wir an einigen Beispielen verschiedener Modelle auf die Vielfalt von Friedensarbeit hinweisen, die zugleich ein Beweis des gewachsenen Bewusstseins unseres Auftrags sind und auch Anregungen für weitere Initiativen geben können.

### *Hospital Mennonita Km 81*

Das Hospital Mennonita Km 81 wurde 1951 als ein „Dankeschön-Projekt“ vom

---

<sup>1</sup> Ratzlaff, Gerhard, „Cristianos Evangélicos en la Guerra del Chaco“, S.41-44.

<sup>2</sup> Friesen, Martin W., „Neue Heimat in der Chacowildnis“, S. 103.



MCC gegründet. Die Motivation dafür war, dass

„die paraguayische Regierung 1930 die bettelarmen mennonitischen Flüchtlinge aus Russland, die nicht nach Kanada und den USA konnten und nach Brasilien nicht gehen wollten, uneingeschränkt und ohne Rücksicht auf Alter und Gesundheitszustand aufgenommen hatte und ihnen volle Religionsfreiheit in einem sonst katholischen Lande zusicherte“.<sup>1</sup>

Ratzlaff sieht hierin den Anfang des Christlichen Dienstes in Paraguay<sup>2</sup>. Hauptziel dieses Missionswerkes Km 81 ist es von Anfang an gewesen, den Leprakranken nicht nur medizinisch zu helfen, sondern sie auch als vollwertige Mitbürger wieder in die Gesellschaft einzugliedern. Weitere Ziele waren auch Dienstangebote in der Allgemeinmedizin, Schaffung einer Möglichkeit für Freiwilligendienste sowohl für Jugendliche als auch für Verheiratete, Laien und Leute mit einer entsprechenden Ausbildung. Untrennbar von diesen Zielen ist auch die geistliche Arbeit, die immer ein fester Bestandteil dieses Projektes gewesen ist. Die größte Not ist nicht die körperliche, sondern die geistliche und soziale, und viele arme und verlassene Menschen haben hier Frieden mit Christus und mit ihrem sozialen Umfeld gefunden. Der Liebesdienst an den Leidenden und Ausgestoßenen ist ein guter Türöffner für die frohe Botschaft und ein äußerst nützliches Instrument für die Wiedereingliederung der Ausgestoßenen in Familie und Gesellschaft (s. Beispiel „Marta“).

Das Hospital Km 81 hat eine breite Trägerschaft von rund 30 Gemeinden, die unter dem Gemeindegremium zusammengeschlossen sind. Das Vertrauen, das das Hospital landesweit und auch über die Landesgrenzen hinaus im Laufe der Zeit gewonnen hat, hat auch eine Reihe auswärtiger Spender angelockt, die durch ihre finanzielle Unterstützung wesentlich zur Entwicklung und zum Ausbau des Betriebes beigetragen haben.

Seit etwa fünf Jahren arbeitet das Gemeindegremium an einer Neudefinition der Ziele von Km 81. An der Zielrichtung wird sich wohl nichts ändern, aber in der Formulierung der Vision für diese Institution heißt es:

„Das **Hospital Mennonita Km 81** bietet in Vertretung der Trägergemeinden ein (nachahmenswertes) Modell in der ganzheitlichen Behand-

---

<sup>1</sup> Ratzlaff, Gerhard, „Hospital Mennonita Km 81: Liebe, die tätig wird“, S. 71.

<sup>2</sup> ebenda, S.70.

lung von sozial ausgrenzenden Krankheiten an...“

Was die Behandlung von „sozial ausgrenzenden Krankheiten“ angeht ist dabei besonders an die Behandlung von HIV-Infizierte und SIDA-Kranke gedacht. Im Moment werden im Auftrag des Gemeindegremiums konkrete Vorschläge diesbezüglich erarbeitet.

Die neu definierte „Mission“ ist folgendermaßen formuliert:

„Das Hospital Mennonita Km 81 bietet seinen Patienten ganzheitliche Hilfe in Form von Schulung, Vorbeugung und Behandlung an... Hauptmotivation unserer Arbeit ist die Liebe Christi sowie die Dankbarkeit dem paraguayischen Volk gegenüber.“

Folgende Daten aus dem Jahr 2009 beweisen, wie diese Mission umgesetzt wird: Circa 12.000 Sprechstunden; etwa 366 Angestellte des öffentlichen Gesundheitswesens nahmen an Schulungskursen im Krankenhaus der Gesundheitszentren teil, und 8712 Personen nahmen an Aufklärungsprogrammen teil. Dann sind noch eine Menge Patienten und ihre Angehörigen vom Pastor angesprochen worden (Informationen von Siegfried Giesbrecht, Verwalter des Hospitals Km 81, E-mail vom 15. April 2010).

Wenn das Modell an einer Stelle funktioniert, dann kann es das auch an einer anderen Stelle. Wenn wir „Modelle verkaufen“ können, dann hat die Friedensarbeit einen multiplikatorischen Effekt.

### *Christlicher Dienst (CD)*

Der CD unterhält mehrere karitative Sozialprojekte und wird von derselben Trägerschaft getragen wie das Hospital Km 81. Auch dieses Projekt erfreut sich vieler Spender, die nicht zur Trägerschaft gehören. Ronald Rempel, Leiter des CD, sieht in der „Hoffnungslosigkeit“ schlechthin einen allgemeinen Feind des Friedens. Dieser Feind zeigt sich besonders bei den schwächsten Gruppen der Gesellschaft: bei den Alten, geistig Kranken, allein erziehenden Müttern mit Kindern etc., und diesem Feind wollen sie die Stirn bieten. Ronald Rempel schildert ihren Dienst folgendermaßen:

„Unser Dienst gilt den sozial Verstoßenen (Patienten im Psiquiátrico, Insassen im Altenheim, Straßenkinder, alleinerziehende Mütter und ihre Kinder), die in das „effektive Produktionsschema“ dieser Zeit nicht

reinpassen. Sie sind Teil der Schöpfung, der Menschheit und haben das gleiche Anrecht wie alle anderen auf Leben und Gemeinschaft.<sup>1</sup>

Projekte wie die Führung einer Kindertagesstätte, Kinderherberge, Grundschule bis zur 9. Klasse usw. bieten viele Möglichkeiten, Strahlen der Hoffnung ins Leben dieser Leute zu bringen. Im Jahre 2009 wurden etwa 1950 Personen direkt durch diese Dienste erreicht. Die größte Genugtuung dieses Dienstes ist natürlich nicht geschäftlicher, sondern sozial-geistlicher Art. Ein großer Teil der geleisteten Dienste wird ebenso wie beim Hospital Km 81 von Freiwilligen verrichtet. Auch dieses Projekt genießt die wohlwollende finanzielle Unterstützung mancher Quellen, die nicht direkt aus der Trägerschaft stammen, aber aus innerer Solidarität zur Linderung der Not beitragen wollen.

### *ASCIM*

Die ASCIM ist eine Nachbarschaftshilfsorganisation, die an erster Stelle den Indianersiedlungen, die in und um die Chacokolonien liegen, zu Landeigentum verhilft und in den Bereichen Gesundheit, Erziehung und landwirtschaftliche Beratung ihre Dienste anbietet. Getragen wird die Organisation von den Gemeinden und den Verwaltungen der drei Chacokolonien. Zusätzliche Finanzen kommen auch von staatlichen Quellen, etwa Lehrergehälter, sowie von internationalen Organisationen, die in diese Arbeit Vertrauen gewonnen haben.

Jakehorst Harder, Generaldirektor der ASCIM, identifiziert in ihrem Wirkungsumfeld folgende drei „Feinde des Friedens“: „Unzufriedenheit, Hunger und Abschätzung“.<sup>2</sup> Die Programme der ASCIM sind folglich darauf gerichtet, sich diesen Feinden zu stellen. Ihr Prinzip ist die **Zusammenarbeit mit den indianischen Gemeinschaften des zentralen Chaco zur Unterstützung ihrer Initiativen für ihr wirtschaftliches und soziales Wachstum (Mission der ASCIM)**.

Die Unzufriedenheit soll demnach nicht durch die Erfüllung willkürlicher Wünsche und Forderungen gelöst werden, sondern durch die Bereitstellung von Mitteln und Personal und durch die Erziehung zur eigenen Bewältigung der Schwierigkeiten. „Hunger“, so Harder, wird nicht nur „durch Essen geben, sondern auch durch Wissen vermitteln und vorleben“ gestillt<sup>3</sup>. Das breite Erziehungsprogramm

---

<sup>1</sup> E-mail vom 15. April 2010.

<sup>2</sup> Jakehorst Harder, E-mail vom 27. April 2010.

<sup>3</sup> ebenda.

wie auch die wirtschaftliche Beratung sehen sich diesem Auftrag gegenüber verpflichtet. Sozialer Geringachtung begegnet man am besten dadurch, dass man den Anderen ernst nimmt. Das Gesundheitsprogramm der ASCIM hat zum Ziel, den Siedlungsmitgliedern eine angemessene gesundheitliche Betreuung zu vermitteln. Insofern diese gesteckten Ziele erreicht werden, werden „Unzufriedenheit, Hunger und Abschaetzung“ überwunden, die Siedler werden vor einer sozialen Degradierung geschützt und der Friede im Miteinander gefördert.

### *Covepirizal*

Covepirizal ist ein Nachbarschaftshilfsprojekt, das von der Kolonie Neuland geführt wird. Das Projekt beschäftigt sich mit den Bewohnern von Pirizal und Umgebung (Randsiedler der Kolonie Neuland) und hat zum Ziel, die grundlegenden Bedürfnisse des sozialen und wirtschaftlichen Lebens zu gewährleisten. Die Hauptmotivation ihrer Arbeit ist nach Aussagen von Willi Franz, Direktor des Projektes, das „Christliche(s) Mandat der Nächstenliebe und, um der Aufrichtigkeit gerecht zu werden, uns einen Sicherheitsgürtel um die Kolonie zu schaffen.“<sup>1</sup> Es geht hier also nicht an erster Stelle um ein karitatives Projekt, sondern vielmehr um Beratung, Kreditvermittlung und Organisationshilfe. Auch die Vermittlung beim Landkauf spielt eine wichtige Rolle. Hier ein konkretes Beispiel aus der Arbeit von Covepirizal:

„In der Arbeit beschäftigte uns seit langem ein Problem: Viele Bewohner Pirizals wohnten auf fremdem Land. Es gehörte einer Frau aus Argentinien. Alle Vermittlungsversuche scheiterten daran, dass die Gruppe der Siedler sich nicht einig war. Eine Gruppe ging davon aus, dass sie das Land irgendwann gratis bekommen würden, und gestärkt durch politische Versprechungen, gingen sie nie auf Angebote von Seiten der Frau ein. Aber die politischen Versprechungen wurden und konnten nicht eingehalten werden, so dass sich die Sache so lange zog, dass die Eigentümerin bis zu gerichtlichen Schritten bereit war, um die Bewohner von ihrem Land zu bekommen.

Wir von der Nachbarschaftshilfe haben die ganzen Verhandlungen immer begleitet und Hilfe angeboten. Als dann nun besagte Situation ein-

---

<sup>1</sup> Sämtliche Daten und Informationen hierzu von Willi Franz, Direktor von Covepirizal, E-mail vom 22. April 2010.

traf kam man auf uns zurück und wir haben heute durch unsere Vermittlung das Land kaufen können, und einen relativ stabilen Frieden unter Bewohnern bewahren können. Manchmal muss man viel Geduld haben, um so ein Resultat abzuwarten“.

Willi Franz schließt seinen Beitrag mit folgendem Appell:

Nachbarschaftshilfe ist für mich eine der wichtigsten Aufgaben geworden, und ich appelliere an alle Chacobewohner, diese Hilfe nicht nur als eine Arbeit der Institutionen, sondern Nachbarschaftshilfe als eine Lebensweise zu sehen, wo wir alle gefragt sind.

Keine Gemeinschaft kann wachsen, wenn sie ihr Umfeld nicht mitwachsen lässt!“

### *Covesap Friesland*

Covesap ist ein Nachbarschaftsprojekt der Kolonie Friesland in Ostparaguay. Es hat sich zum Ziel gesteckt, „*Das Lebensniveau der Bevölkerung in unserer Zone zu verbessern, indem die Selbstverwaltung und die Eigeninitiative der Nutznießer gefördert werden*“<sup>1</sup>. Kliewer sieht das Hauptproblem der Armut des Volkes und der damit verbundenen sozialen Missstände in seinem fatalistischen Denken. Eine Verbesserung des Lebensstandards und ein respektvolles Zusammenleben werden nach Kliewer besonders durch Kooperation unter den Nachbarn und durch eine Ethik, die auf christlichen Werten basiert, erreicht. Covesap sieht seinen Auftrag vorrangig im sozialen Bereich, ist aber mehr als das. Es ist ein integrales System mit vielseitigen Ansätzen: Selbstverwaltung, landwirtschaftliche Produktion, Vermarktung, Bildung, Gesundheit und Wegen.

Die Covesap-Kooperative hat nichts mit Religion oder Politik zu tun, aber sie arbeitet eng mit der KfK (Komitee für Kirchen der MG und MBG Friesland) von Friesland zusammen, die eine starke geistliche Arbeit leistet. Diese beschäftigt sich mit der Verkündigung der biblischen Botschaft in der Covesapzone und wird in Absprache mit Covesap organisiert (Jugendarbeit, Christliche Kurse für Lehrer, Gemeindebau usw.).

Folgendes Lebenszeugnis von Familie Fleitas Martínez kann als Veranschauli-

---

<sup>1</sup> Sämtliche Daten und Informationen hierzu von Viktor Kliewer, Präsident von Covesap, E-mail vom 20. April 2010.

chung dienen, welchen Einfluss diese Arbeit auf die Leute haben kann:

„Die Familie Fleitas-Martínez besteht aus Frau Gervasia Martínez und ihrem Mann Manuel Fleitas, wohnhaft in der Ortschaft Tuyango im Distrikt von Itacurubí del Rosario. Beide arbeiten seit der Entstehung von COVESAP in dem Programm mit. Frau Gervasia leitet ein Frauenkomitee und Herr Fleitas ist Mitglied in einem Bauernzusammenschluss. Das Einkommen der Familie kommt hauptsächlich aus dem Verkauf von Produkten wie Sesam, neuerdings auch Zuckerrohr und der Lieferung von Bohnen, Mais und Saatgut von Gründünger. Nach der Ernte im letzten Jahr konnten sie sich Maschinen und Geräte für die Landwirtschaft und Küche anschaffen. Außerdem teilte Frau Gervasia mit, dass sie im Jahr 150 bis 200 kg Schweinefleisch verkauft.

So wie in anderen Ortschaften erzählt auch diese Familie, dass vor der Entstehung von COVESAP **viele Probleme** in der Ortschaft waren, **besonders finanzielle**, da die Bodenqualität sehr schlecht war, aber auch für den Eigenbedarf sank die Produktion. **Durch COVESAP erhielt die Familie die Möglichkeit der technischen Beratung und den Erhalt von Krediten, Saatgut und Pflanzenschutzmitteln. Dadurch wurde die Produktion erheblich gebessert.**

Zurzeit bekommen Fleitas-Martínez die Kredite und das Saatgut durch die Kooperative Carolina, in der sie Mitglieder sind. Durch COVESAP erhalten sie die technische Beratung. Gegenwärtig hat die Familie die Fischzucht in ihren Betrieb mit eingeschlossen, um damit ihren Speiseplan zu verbessern. **Sie unterstreichen, dass die Überwindung, das Durchhaltevermögen und der gute Wille die Änderung der Lebensqualität gebracht haben.“**

### *MEDA-Py*

MEDA-Py ist ein gemeinnütziges Unternehmen, das Geschäftssinn mit sozialem Engagement vereinigt. Seine Zielgruppe ist nach Arnold Epp, Exekutivdirektor von MEDA-Py, die sozial schwache, manipulierbare und arme Bevölkerung, meist im Landesinneren<sup>1</sup>. MEDA-Py sieht seinen Auftrag darin, sozial engagierte

---

<sup>1</sup> Epp, E-mail vom 23. April 2010.

und rentable Firmen für Entwicklungs- und Wirtschaftshilfe ins Leben zu rufen wie z.B. DIRSSA, Codipsa, Erpar etc., und alle notwendigen Beratungen zu organisieren, um so integrale Hilfe zu fördern. Die besondere Stärke dieses Unternehmens liegt in der Kombination von sozialer Verantwortung und von bewährter Professionalität in den Bereichen Kreditvermittlung, Produktion, Industrialisierung und Vermarktung. Die Herausforderungen liegen breit gefächert und haben neben der Nächstenliebe noch eine weitere Motivation. Die Fachleute und Unternehmer investieren nämlich 3 % ihres Gewinns darin, die Kosten für die technische Ausbildung und Produktion in ländlichen Gebieten zu übernehmen als Dank an die Regierung für die niedrigen Steuern von 10 % und nicht 15 % oder 20 %, wie es in anderen Ländern ist.<sup>1</sup>

Hiermit setzt MEDA-Py einen nicht üblichen Akzent dem Staat gegenüber. Während man allgemein eher negativ über die hohen Staatssteuern spricht und Steuerrückzahlung an der Tagesordnung ist, werden hier 3 % vom Reingewinn zusätzlich als Dank an die Regierung „für die niedrigen Steuern“ investiert, um bestimmten sozial benachteiligten Gruppen im breiten Rahmen ihrer Existenz unter die Arme zu fassen.

Im geistlichen Bereich arbeitet MEDA-Py eng mit den Conempar-Gemeinden (Convención der Spanisch sprechenden Mennonitengemeinden von Paraguay) zusammen.

#### *DIRSSA (Desarrollo Integral Rural Sustentable S.A.)*

DIRSSA ist ein lukratives Unternehmen, ein Modell, das besonders durch MEDA-Py in mehreren Wirtschaftsbereichen bereits erfolgreich eingesetzt worden ist (Codipsa, Erpar, u.a.m., die hier aus Raummangel nicht weiter angesprochen werden können). DIRSSA entwickelt sich zu einer Exportfirma, die aus dem Großraum des paraguayischen Chaco Holzkohle exportiert, die zum größten Teil aus schon gerodeten Chacowäldern gewonnen wird. Weil die Firma eine Aktiengesellschaft ist, muss sie rentabel sein für beide Seiten, für die Aktionäre und für die Produzenten. Die Produzenten sind meist mittellose Kleinbauern aus den verschiedenen Siedlungen der Indianer und Lateinparaguayer. Durch den gesicherten Verkauf von Kohle, besonders im Winter, wird die Subsistenz der Produzenten gesichert. Das Unternehmen garantiert einen gesicherten Abkauf auch

---

<sup>1</sup> MEDA-Py Journal, E-mail vom 14. April 2010.

dann, wenn andere Produzenten etwa aus Marktgründen ihr Produkt schon nicht mehr abliefern können. Das Unternehmen garantiert weiter einen Kaufpreis, der mit jedem anderen Unternehmen konkurrieren kann. Die Verkündigung der frohen Botschaft vermittelt das Unternehmen auf dem Arbeitsplatz in Zusammenarbeit mit der Capellanía Empresarial.

Umweltschützer und Anthropologen werden hier manchmal als Störenfriede empfunden, da sie sich eher für primitive Lebensformen und die Unantastbarkeit der Natur einsetzen anstatt selber nachhaltige Alternativen für ein menschenwürdiges Leben dieser Volksgruppen anzubieten. DIRSSA sieht seinen Beitrag darin, dass es eine Menge Menschen beschäftigt, die als Folge auch Steuern zahlen, und sie lehrt, dass die Arbeit der Weg zur Armutsbekämpfung ist.<sup>1</sup>

### *ASEC (Esperanza Chaqueña)*

ASEC ist ein Nachbarschaftshilfsprojekt, das das friedliche Miteinanderleben der Chacobebevölkerung als erklärte Vision hat. Zielgruppen sind besonders die Indiansiedlungen, die von der ASCIM nicht betreut bzw. erreicht werden. Ihre Strategie ist, im wirtschaftlichen Bereich praktische Hilfe zu leisten, wenn möglich auf freiwilliger Basis, um so ein Vertrauen aufzubauen, das das friedliche Zusammenleben, Planen und Arbeiten möglich macht. Die Hauptmotivation ihrer Arbeit ist, praktische christliche Nächstenliebe auszuüben aus Dankbarkeit für Gottes wunderbaren Segen. Zu gleicher Zeit ist es eine gewisse Selbstliebe, meint Heinz Ratzlaff, damit die mennonitischen Kolonien im Chaco und Paraguay eine hoffnungsvolle Zukunft haben. Entstanden ist die Arbeit durch den Verkündigungsdienst von ZP-30, den Besuchsdienst der Missionare von ZP-30 und durch das persönliche Zeugnis und die Arbeit der Freiwilligen. So hat man gemeinsam vereinbart, dass die Missionare weiter die Liebe Gottes predigen würden und andere Menschen würden die Liebe Gottes praktisch werden lassen.

Als „Feinde des Friedens“ sieht Ratzlaff „Misstrauen, Armut und Streit durch Neid“. „Wenn wir Friedensarbeit tun, dann müssen natürlich die Gründe des Unfriedens identifiziert und behoben werden. Dieser Herausforderung stellt sich ASEC. Zielgruppen sind hier nicht nur die verschiedenen ethnischen Gruppen, sondern auch Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen. Wir erfahren im-

---

<sup>1</sup> Nach Informationen von Michael Harder, Präsident von DIRSSA, E-mail vom 30. April 2010.



mer wieder, so Ratzlaff, dass einer der wichtigsten Faktoren in unserer Arbeit, nämlich Vertrauen aufzubauen, das zur Verfügungstellen von Zeit ist. Nicht Projekte vorstellen, sondern genügend Zeit haben, um gemeinsam die Not zu erkennen und gemeinsam nach Auswegen aus der Not zu suchen und Lösungen zu erarbeiten. Das ist unser Weg, Frieden zu stiften. So verstärken wir das friedliche Miteinander“.

Folgendes Beispiel zeigt, wie ein konkreter Streit gelöst wurde:

„Als es vor einigen Jahren hier im Chaco Central fast zum „Bürgerkrieg“ zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen und auch Mennoniten kam (con tema de los enmascarados), hat ein Freiwilliger auf einer Siedlung angefangen mit den Leuten zu singen und auch zu predigen, und das war der Anfang, dass der ganze Streit und Aufruhr zufriedenstellend gelöst werden konnte“.

Ratzlaff kommentiert die Friedensarbeit von ASEC mit folgenden Worten:

„Eine Gesellschaft hat nur dann hoffnungsvolle Chancen für die Zukunft, wenn Vertrauen aufgebaut wird, wodurch Frieden erst möglich ist. Hier im Chaco, durch die verschiedenen ethnischen Gruppen und die verschiedenen Einflüsse von außen, sitzen wir auf einem „Pulverfass“. Nur das Aufbauen und Befestigen von Vertrauen, wodurch Frieden erst nur möglich ist, können wir hier im Chaco eine hoffnungsvolle Zukunft haben.

Dabei haben wir erfahren, dass wir keine Experten und hoch ausgebildeten Missionare brauchen, sondern nur überzeugte Christen mit Herz und Kopf auf der richtigen Stelle. Die einfachsten Bauern sind unsere besten „Friedensstifter“, sie kommen nicht mit Projekten, sondern mit aktiver Nächstenliebe, aus der der Friede wächst<sup>1</sup>.

#### *MIM (Menno Indianer Mission)*

Die Menno Indianer Mission ist ein Missionswerk, das von den 15 Gemeinden der Kolonie Menno geführt wird. Es erreicht etwa 8500 Indianer der im Programm eingeschlossenen Siedlungen und etwa 5000 in den Randsiedlungen. Erste Priorität ist die Verkündigung des Wortes Gottes und Förderung der Evange-

---

<sup>1</sup> Nach Informationen von Heinz Ratzlaff, Präsident der ASEC, E-mail vom 26. April 2010.

lisation, die Gemeindegründung und Begleitung der indianischen Gemeinden. Erdmann Harder, Leiter der MIM, meint, dass **nicht die Armut, sondern der Animismus und Schamanismus** der stärkste „Feind des Friedens“ unter den Indianern sei. Denn sowohl der Animismus wie auch der Schamanismus bestimmten grundsätzlich die Lebensphilosophie der Leute, einschließlich die der Arbeit, Erziehung, Gesundheit, usw. Diese „Feinde“ können nicht mit Sozialprojekten überwunden werden, sondern allein mit dem Wort Gottes. Wo aber das Wort Gottes verstanden wird, da zeigen sich auch Veränderungen in der Weltanschauung, und die durch den Animismus und Schamanismus bedingte Angst verschwindet. Der Weg aus der Vergangenheit hin zu einem befreiten Leben mit Christus und in die volle Integration in die Gesellschaft ist ein langer und langsamer Weg, aber es seien ohne Zweifel sichtbare Schritte in diese Richtung zu beobachten, meint Erdmann Harder<sup>1</sup>.

Bernhard M. Funk, langjähriger Missionar unter den Enlhet-Indianern, schildert den Einfluss des Evangeliums auf das friedliche Miteinander der Ethnien im Chaco folgendermaßen:

„Eine ganz besonders große Herausforderung war es, das Zusammenleben zwischen den Ethnien zu erlernen. Wo früher Feindschaft oder Kriege unter einigen Gruppen herrschte, besuchen sie sich gegenseitig im wahrsten Sinne der Liebe und des Friedens. Sie bringen einander Programme, die aus Liedern, Musik und Predigten bestehen. Sie laden sich gegenseitig zu Hochzeiten und Sportfesten ein. Es ist alles anders als früher“.

Auf die Frage: **Wer konnte das alles bewirken?**, sagte ein Prediger aus ihren Reihen: *Allein Jesus Christus!*<sup>2</sup>

So wird am Baum der Verkündigung der Botschaft von Jesus Christus immer auch der Friede wachsen.

### *Efata-Schule in Mariscal Estigarribia*

Die Efata-Schule, die in Mariscal Estigarribia von der gleichnamigen Missionsgemeinde geführt wird, ist durch die missionarische Tätigkeit der Mennonitengemeinde Fernheims entstanden und wird auch zum größten Teil von ihr finan-

<sup>1</sup> pers. Gespräch am 16. April 2010.

<sup>2</sup> Funk, Bernhard M., „Wer konnte das bewirken?“, S.174.

ziell getragen. Die Hauptverantwortung für die Schule trägt das Missionarseehepaar William und Dora Sawatzky, das dort im Auftrag derselben Gemeinde tätig ist. Obzwar in naher Umgebung zwei weitere Schulen existieren, die für die Schüler kostenfrei sind, ist die Schülerzahl dieser Schule seit ihrer Gründung vor vier Jahren von 17 auf mehr als 180 Schüler angestiegen, obwohl sie sowohl für den Unterricht wie auch für die Internatskosten einen festen monatlichen Beitrag zahlen. Mehr als 60 dieser Schüler wohnen im Internat, das neben dem Schulgelände geführt wird. William Sawatzky meint, die Eltern identifizierten sich stärker mit der Schule, wenn sie auch finanziell mit in die Verantwortung gezogen würden.

Dass die Kirche und die Schule sich auf demselben Hof befinden ist zwar eine Herausforderung für sich, aber die Situation trägt maßgeblich dazu bei, dass sowohl die Verkündigung wie auch die Erziehungsarbeit effektiver gestaltet werden kann. Ihren Beitrag zum Frieden sieht Theodor Isaak, Vertreter der Mennonitengemeinde Fernheim im Projekt Efata, besonders im Kampf gegen „**Unwissenheit, Okkultismus und Kriminalität**“<sup>1</sup>. Er meint, dass die Schule und auch das Internatsleben durch den Unterricht und das christliche Zeugnis der Mitarbeiter sehr effektiv im „Kampf gegen diese Feinde“ eingesetzt werden können. Kinder finden zum Glauben an Jesus Christus und lernen das friedliche Miteinander unter der soliden Führung der engagierten Mitarbeiter.

#### *Missionsschule und Internat von Rancho Ocho – Missionsprojekt der Mennonitengemeinde-Paratodo*

Die Missionsschule von Rancho Ocho ist ein Missionsprojekt der Mennonitengemeinde-Paratodo. Die Schule befindet sich etwa 15 km westlich von Paratodo. Sie liegt auf einem Landstück von 69 ha, wo auch ein Viehbestand und ein Milchbetrieb für den Eigenbedarf des Internats geführt wird und wo die Kinder auch mithelfen beim Melken. Außerdem gehören zwei Schulgebäude mit drei größeren Klassenräumen und einem Lehrerzimmer zur Schule. Weiter besteht dieser Komplex aus zwei Lehrerhäuser und ein Schülerinternat mit den jeweiligen Stromeinrichtungen. In der Schule unterrichten drei Lehrer. Im Jahre 2009 zählte diese Schule 75 Schüler, davon wohnten 66 im Internat.

„Armut, Unwissenheit und Stehlen“ werden laut Alfred Giesbrecht, Vertreter der

---

<sup>1</sup> Th. Isaak, E-mail vom 16. April 2010; siehe auch „Isidro“.

Gemeinde im genannten Schulprojekt, in der Zone als die bedeutendsten „Feinde des Friedens“ gesehen. Diesem Feind begegnen sie durch die Verkündigung des Wortes Gottes, durch die systematische Erziehung der Kinder, wodurch eben auch deren Eltern leichter mit der Botschaft des Friedens erreicht werden. Es werden nur gläubige, christliche Lehrer angestellt. Das Internat bietet viele Gelegenheiten zu Spenden von Fleisch, Eiern, usw., was von den Gliedern der Gemeinde auch reichlich wahrgenommen wird.

Als Früchte dieser Arbeit nennt Alfred Giesbrecht unter anderem, dass z.B. eine Familie von einem Ex-Schüler inzwischen in der Gemeindeleitung einer benachbarten Gemeinde mitarbeitet und dass sie „die Viehdiebstähle dieser Zone praktisch auf Null bringen“ konnten und jetzt eine friedliche und nachbarschaftliche Beziehung zu ihren Nachbarn haben. Es gibt in der Zone auch schon zwei Hausbibelkreise, und demnächst soll da auch eine Kirche gebaut werden<sup>1</sup>.

## **Auswertung**

### *1. Glaube und Praxis*

Mennonitische Friedensarbeit ist, wie wir oben gesehen haben, sowohl im Alten wie im Neuen Testament verwurzelt. Der Friede hat seinen Ursprung im Glauben und seinen Ausdruck in der Praxis. Der Glaube kommt aus der Verkündigung der frohen Botschaft (Röm.10,17), und der Friede äußert sich nach dem Verständnis der Mennoniten einmal in der Ablehnung von Gewalt als Mittel zur Konfliktlösung, persönlich und kollektiv, und zum andern in der tätigen Liebe, die dem Bedürftigen auf der Ebene seiner Bedürfnisse mit Rat und Tat begegnet. Die oben erwähnten Beispiele geben Zeugnis davon. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen die Liebe in Bewegung setzt: Laien, Bauern, Lehrer, Missionare, Unternehmer, Fachleute, usw., und das in der Regel im Kontext der Gemeinde. Dadurch werden unterschiedliche Nöte in unterschiedlichen Verhältnissen wahrgenommen, und wo der eine nicht helfen kann, da kann es der andere. Auch hier gilt der Grundsatz „Gemeinsam sind wir stark“. Vereinte Kräfte schaffen eben mehr als isolierte.

---

<sup>1</sup> nach Informationen von Alfred Giesbrecht, E-mail vom 6. Mai 2010.

## *2. Den Feind des Friedens richtig identifizieren und Hand ans Werk legen*

Es hilft nichts, den linken Fuß zu kratzen, wenn der rechte juckt. Wir werden dem Unfrieden, der Ungerechtigkeit und der sozialen Not in unserem Umfeld nicht abhelfen, wenn wir nicht deren Gründe und Ursachen an der richtigen Stelle anpacken. Jakobus rückt das christliche Gewissen auf den richtigen Platz und fordert zum entsprechenden Handeln auf, wenn er sagt: Was hilft es, wenn jemand Mangel hätte an Kleidung und Nahrung, und wir sprächen zu ihnen: Geht hin in Frieden, wärmt euch und sättigt euch!, ihr gäbet ihnen aber nicht, was der Leib nötig hat? (Jak.2, 15.16). Diese rethorische Frage können wir in all unsern Bereichen der Friedensarbeit anwenden:

Was hilft es, einem mittel- und landlosen Bürger zu sagen, er solle sich doch mal ein Stück Land kaufen und seine Familie durch Arbeit ernähren, wenn ihm nicht jemand mit Beratung, Kreditvermittlung und Ähnlichem hilft? (siehe Covepirizal). Was hilft es einem Kleinbauern, der wegen Mittellosigkeit und fachlicher Unkenntnis sein Stückchen Land nicht nutzen kann, um seine Familie zu ernähren, wenn ihn keiner berät, ihn vor korrupten Wirtschafts- und Handelspraktiken in Schutz nimmt und für eine entsprechende Vermarktung seiner Produkte sorgt (ASCIM, MEDA, DIRSSA)? Was hilft es, einem Landlosen Land zu geben, wenn er lieber auf dem Fußballfeld der politischen Machtspieler hin und her rollt und davon auch leben kann, da ehrliche Arbeit für ihn ohnehin keine große Tugend ist und das System ihn da braucht? Was hilft es, jemandem einen großen Kredit zu geben, solange er davon überzeugt ist, dass das Schicksal ihn sowieso zur Armut verdammt hat? Was hilft es, sich über „die Analphabeten“ auszulassen, wenn man nicht hingehet und sie das Schreiben und Lesen lehrt? Was hilft es, um einmal ein Beispiel aus einem anderen Kulturkreis zu nehmen, einer hungernden Volksgruppe Rindvieh zum Schlachten zu spenden, wenn sie die Rinder niemals schlachten würden, weil sie glauben, dass in der Kuh ein Verwandter eine Stufe der Reinkarnation durchlaufen könnte?<sup>1</sup> Wenn jemand hungert, dann braucht er Brot. Wenn jemand friert, braucht er warme Kleidung oder eine Decke. Aber gegen den Animismus, Schamanismus und Fatalismus, gegen Hass und Bitterkeit hilft nicht ein Teller Reis, sondern nur Jesus Christus. Eine Veränderung durch Jesus Christus setzt nicht bei den Umständen, sondern beim Denken

---

<sup>1</sup> vgl. McDonald, William, „Licht für den Weg“, Andachtsbuch, 2. Mai.

an. Deshalb werden Sozialprojekte ohne die Botschaft von Jesus Christus immer nur Symptombehandlungen sein, aber nie die eigentlichen Ursachen der negativen Umstände beheben. Verkündigung ohne praktischen Dienst schafft Enttäuschung, und praktischer Dienst ohne die Liebe Christi, insofern es ihn gibt, macht anspruchsvoll.

Verkündigung und soziale Arbeit sind nicht voneinander zu trennen. Sie sind wie die zwei Flügel einer Flugmaschine. Bricht der eine oder der andere Flügel, stürzt die Maschine ab. Tun beide ihren Dienst, wird die Maschine weitergetragen. Wir haben ein großes Erbe. Wir haben einen großen Auftrag. Wir stehen vor großen Herausforderungen. Wir stehen vor großen Chancen. Wir haben ein großes geistliches, geistiges, humanes und materielles Kapital. Investieren wir es, und der Friede wird unser aller sein!

# Kultureller Teil





## Eine Friedenstat im Chacokrieg

Uwe Friesen

„Ich war auch dabei, als wir sie umzingelten, so dass sie keinen Ausweg fanden.“ Silva schaut konzentriert in die Richtung des dichten Chacobusches bei Campo Vía, so als ob die Bolivianer in irgendeinem Moment wieder aus dem Dickicht herausstürmen und angreifen könnten.

Hier wurden im Dezember 1933 etwa 8000 bolivianische Soldaten von ihren paraguayischen Gegnern umzingelt. Sie ergaben sich, weil sie, wie so oft im Chacokrieg, kein Wasser mehr hatten und dem Tod durch Verdursten ins Auge sahen. Aus dem sicheren Versteck im Schützengraben riefen die Paraguayer ihnen zu, dass sie auf keinen Fall die Waffen zerstören sollten, denn falls das geschehe, werde man erbarmungslos alles niedermetzeln. Immer wieder schallten die Rufe durch den Wald: *Bolivianer, kommt heraus, wir wollen euch nicht töten, wir haben Wasser und Essen!* Irgendwann schlichen sie geduckt aus ihren Verstecken, oft nur kleine Gruben, die sie sich in Eile in den harten und ausgedörrten Chacoboden gescharrt hatten, um dem Feindesfeuer zu entgehen. Sanitäter, Wasser oder Nahrung waren schon seit Tagen nicht mehr in Reichweite.

Tausende Solddaten waren im Feldzug um Campo Vía auf beiden Seiten gestorben. Silva war bei dieser Aktion dabei, und sein Wunsch, noch einmal in Friedenszeiten an diesen Ort zu gelangen, war ihm nun erfüllt worden - 70 Jahre danach.

Seine 93 Jahre sind nicht spurlos an ihm vorbeigezogen. Aber er hat ein sehr klares Gedächtnis und hier am Ort des Geschehens sieht man es ihm an: Die Erinnerungen steigen sturmartig in ihm hoch, so dass er die Tränen nicht zurückhalten kann, als er zu erzählen anfängt.

„Als wir die Bolivianer umzingelt und gefangen genommen hatten, fragte ich meinen Kameraden, wo denn die verwundeten Bolivianer seien. Sie waren in einem Winkel des Kampes versammelt worden. Ich ging hin und sah die Jammer-

gestalten liegend und sitzend auf ihr Urteil wartend. Es schien ihnen im Moment egal zu sein, Hauptsache, sie bekamen erst einmal Wasser, so viel Wasser, dass sie sich satt trinken konnten. Ein Geschenk des Himmels in diesem Chaco, der an allen Ecken nur Hindernisse in den Weg zu legen schien.

Nachdem die Gefangenen alle auf dem offenen Platz bei Campo Vía zusammengetrieben worden waren, bekamen wir von höchster Stelle den Befehl, die umliegenden Schluchten und Wälder zu durchkämmen. Man wollte möglichst alle von den Bolivianern versteckten Waffen einsammeln. Jedes Gewehr war wertvoll, da manche von unseren Soldaten nur mit Macheten kämpfen mussten, weil wir zu wenig Waffen und Munition hatten. Und die Beute war groß: Tausende von Gewehren, einige schwerere Geschütze und Kisten voller Munition wurden zusammengeschleppt.

Immer wieder kamen die Patrouillen mit vereinzelt Bolivianern, die sich im Busch versteckt hatten und auf ihr Ende warteten. Gerade als ich über den Platz ging, brachte man wieder einen bolivianischen Kommandanten zu mir. Es war Capitán Biterman, der verwundet worden war und bisher im Versteck gelegen hatte. Er konnte der Umzingelung von unserer Seite entkommen, indem er sich in den Busch geschleppt hatte.

Tagelang schlichen wir durch die Umgebung, um nichts und niemanden zu übersehen. Vier Tage nach dem Ende von Campo Vía kommt ein Soldat, der mit mir unterwegs ist, und sagt: *Sargento, da ist ein hoher bolivianischer Offizier, der verletzt ist. Wir haben ihn dort hinten im Wald gefunden. Er kann nicht mehr laufen.*

Ich ging hin und fand ihn mit hohem Fieber und Schüttelfrost vor, die Schusswunde am Bein voller Maden. *Töte mich, Paraguayer! Töte mich, Paraguayer!*, rief mir die Jammergestalt zu. Mit geschlossenen Augen lag er da und wartete wohl auf den Gnadenschuss, um von seinem Leid erlöst zu werden. *Wasser, Wasser bitte! - und dann töte mich!*, kam es dann über seine Lippen. *Ich will nicht mehr so leiden.*

Uns, die wir um ihn standen, schauderte. Das sollte einer der heldenhaften Kämpfer auf der anderen Seite gewesen sein? Kaum zu glauben. Ich fasste in seine Hemdtasche, um vielleicht seinen Namen zu finden. Was herauskam, war ein Foto. Mein Herz wollte zerreißen, als ich es ansah. Es zeigte ein Mädchen und einen kleinen Jungen, und auf der Rückseite stand: *Komm schnell zurück, Papa.* Das traf mich tief und ich schaute eine zeitlang weg um meine Tränen zu verber-

gen. Ich hatte ja auch Kinder, die auf mich warteten, dort weit, hinter dem Río Paraguay. Und jetzt sollte ich diesen bolivianischen Vater hier in der unendlichen Chacowildnis umbringen? *Ich kann ihn nicht töten, wir werden ihn mitnehmen*, sagte ich zu meinem Soldaten.

Ich hatte den Befehl, den ganzen Busch bei Campo Via nach Waffen abzusuchen. Ich konnte diesen schwer verwundeten Offizier nicht mitschleppen. Jetzt wollte ich mich aber um diesen Menschen kümmern. Also befahl ich meiner kleinen Truppe, weiter den Wald zu durchsuchen. Mit einigen Helfern zusammen brachten wir den Bolivianer auf einer provisorischen Bahre ins Lazarett. Er war schwer und winselte immer wieder vor Schmerzen. So kamen wir zum Chefsanitäter. Ich sagte: *Hier bringe ich Ihnen einen Verletzten. Er ist sicherlich durch die Umzingelung hindurch gekommen und ich fand ihn weit entfernt. Er ist ganz voller Maden. Er darf nicht sterben. Können wir ihm helfen, vielleicht das Bein amputieren?* Der Sanitäter sagte: *Ich kann diesen Dienst tun, aber ich habe kein Betäubungsmittel mehr.* Er hatte schon viele schlimme Verletzungen gesehen und behandelt. Dies war ein Fall mehr. *Gut so, versuche es trotzdem, sonst stirbt er sowieso, und das darf nicht sein.* Ich fasste dabei heimlich auf meine Jackentasche, in der ich das Bild mit den Kleinen in Sicherheit gebracht hatte. Das war meine Antwort, wo ich doch vor wenigen Tagen alle Feinde sterben sehen wollte. Ständig schwebte nun das Bild der Kinder vor meinen Augen, und dann kam wieder der Gedanke hoch: Dieser Mann darf nicht sterben...

Der Sanitäter holte Alkohol, betäubte den Verwundeten so gut es ging und amputierte das Bein mit einem Operationsmesser und einer Säge. Der Bolivianer schrie zuerst, wurde dann aber ohnmächtig aufgrund der Schmerzen. Ich wartete draußen vor dem Sanitätszelt, bis wohin das Stöhnen und Wimmern der Schwerverwundeten aus dem Zelt hindurchdrang.

Als er fertig war, sagte der Sanitäter zu mir: *Sie können in etwa vier Tagen wieder kommen. Wenn dein Patient dann noch lebt, wird er überleben.*

Durch meine Aufgabe, die Umgebung weiter nach Waffen zu durchsuchen, vergaß ich von dem Bolivianer. Erst nach sechs Tagen ging ich hin, und der Arzt sagte zu mir, dass der Bolivianer die Krise überwunden habe. Ich ging ins Lazarettzelt und der Bolivianer sprach weinend zu mir: *danke, Paraguayer, Danke! Sie haben mir das Leben gerettet. Ich will doch noch nicht sterben.* Ich salutierte höflich und reichte ihm die Hand.

Mein neuer Freund sprach weiter: *Wir kämpfen hier Bruder gegen Bruder, weil*

*die Nordamerikaner uns gegeneinander gehetzt haben. Mitten in einer Wildnis, in der wir alle nicht zuhause sind. Wie froh bin ich jetzt, dass du nicht meine Bitte erfüllt hast, mich zu töten. Ich habe eine Familie. Mein Atem stockte. Ich weiß, unterbrach ich ihn, und holte sein Foto aus meiner Uniformtasche und reichte es ihm. Dieses Bild hat dich vor Schlimmerem bewahrt. Er drückte es an sich, und Tränen rollten über seine hohlen Wangen. Ich habe zuhause in La Paz viel Kapital. Wenn der Krieg zu Ende ist, werde ich es dir lohnen, was du mir getan hast.*

Eine Belohnung für diesen unseligen Krieg?, dachte ich. Ich schmunzelte kurz, dann musste ich schnell gehen, nicht nur, weil die Pflicht rief, sondern weil die Gefühle mich überkamen. Das war im Dezember 1933.“

Silva holte tief Atem, um den letzten Teil seiner Geschichte zu erzählen.

„Der blödsinnige Krieg ging weiter, trotz eines kurzfristigen Waffenstillstandes, und der Bolivianer und ich, wir verloren uns aus den Augen.

Der Krieg ging erst im Juni 1935 endlich zu Ende, und auch ich kam nach Hause. Ich war ein anderer Mensch geworden und brütete tagelang in meinen Gedanken vor mich hin.

Von meiner Mutter erfuhr ich bald, dass mein Bruder im Hospital sei, verwundet im Krieg, aber noch am Leben. Also ging ich hin, ihn unter vielen Verstümmelten zu suchen. Plötzlich hörte ich eine Stimme rufen: *Sargento, Sargento!* Ich sah hin und konnte es kaum glauben: Da saß „mein“ Bolivianer mit Krücken und grinste mich an. Voller Euphorie sagte er: *Der Krieg ist aus, wir haben Frieden, wir sind jetzt wieder Brüder! Jetzt werde ich nach La Paz gehen und dir die Belohnung geben, die ich dir versprochen habe. Bald bin ich frei, denn die Gefangenen sollen zurückkehren, wurde uns gesagt.*

Er kehrte dann auch nach Bolivien zurück. Frieden war eingekehrt, und der Alltag nahm langsam wieder seinen Lauf. Aktivitäten aller Art kamen wieder zum Zuge, auch der Fußball. Irgendwann spielte die Mannschaft von Cerro Porteño in La Paz. Als ich das hörte, fiel mir wieder der bolivianische Freund ein. Gerne wäre ich mitgefahren, um ihn zu besuchen. Es war damals für mich unmöglich.

Auch er hatte davon erfahren, dass Paraguayer zu ihnen kommen würden, nicht, um Krieg zu bringen, sondern um freundschaftlich miteinander Fußball zu spielen. Der Bolivianer las in der Zeitung die Namen der Spieler und stieß auf den Namen Santos Silva. Silva, das war doch sein Retter von Campo Vía, erinnerte er

sich, und suchte den Spieler auf. Wirklich, dieser kannte mich, er war ja auch mein Cousin. Durch diesen schickte er mir dann auch wirklich Geld, etwa 1.500.000.- Peso Boliviano. Er konnte so sein Versprechen, dass er in der aussichtslosen Lage von Campo Vía gemacht, einlösen. Diese Geste wiederholte sich später noch einige Male, bis wir schließlich von seinem Tod erfuhren.“

Silva setzte sich und atmete tief durch, bevor er seinen Bericht schloss: „Heute muss ich sagen, liebe Freunde, dass meine größte Heldentat in diesem sinnlosen Krieg nicht die Tötung und Gefangennahme vieler bolivianischer Kämpfer war, sondern die Rettung dieses schwer verletzten und totgeweihten Bolivianers, der seitdem lebenslänglich mein Freund wurde, auch wenn wir uns nie wieder sahen...“

## Kindheitsbilderbuch

(eine Ballade)

Erwin Enns

Wer singt und weint,  
wer klagt und fleht  
in meiner Eltern Haus?  
Wer trug ihm Dach und Wände fort?  
War's Nordsturm?  
War's der Menschen Hand?

Das alles hat nun keinen Ort:  
Wo meine Kindheit ihr Zuhause,  
stehn Sträucher ohne Früchte.  
In hundert Jahren wächst vielleicht,  
ein Maulbeerbaum an gleicher Stell,  
woraus ein Lehrer wiederum,  
schnitzt Ruten für den Lerngesell,  
der frech und faul, aufsässig gar,  
verschmäht, was Bildung war genannt,  
der alles das, was lehrreich war,  
im Dorf und Land und Kontinent,  
er nicht erkannt und sich verrennt!  
Dann später als der Weisheit Grund,  
tut er nun voll Begeist' rung kund:  
Heute wär man schlauer als zuvor,  
sie hätten nicht so viel gewusst,  
die Alten und die Eltern.

Die Zukunft kommt –  
wer hört den Schritt?

Es laufen Furchen schroff  
durch meiner Eltern Haus.  
Es flackert und erlischt nicht mehr,  
Petroleumlampenduft und Schein.  
Ein kaltes Licht hält seine Wacht,  
wohl über jede schwüle Nacht –  
wo bleibt der Hahnenschrei?

Der Mörtel quillt nicht mehr vom Herd,  
darin verglimmt mein Schaukelpferd,  
Ein Bild hängt schräg noch an der Wand,  
ihr Bett darunter stand –  
bis sie die müden Augen schloss,  
zehn Kinder einst in ihrem Schoß!

Ich seh's noch: Jeden Morgen,  
acht Kinder saßen um den Tisch,  
die Eltern hatten Sorgen.  
Zwei Kinder waren – ach – schon tot,  
was essen wir bloß morgen?  
Wir tranken Milch aus alten Tassen,  
wir aßen Brot aus schiefem Kasten  
und rissen oft Grimassen.

Die Fliegen surrten,  
die Hunde knurrten,  
oft schüttelten vor Lachen,  
wir Kinder unsern Wasserbauch,  
dem Suppen, Brot und Zwiebellauch,  
bald wieder Hunger machten.

Heut ist nicht Bett,  
nicht Bild zu sehn,  
kein Lehm quillt aus den Fugen,  
zerregnet und zerschwitzet sieht aus,  
mein liebes, altes Elternhaus,

mit dicken, kühlen Wänden.

In der Bäume Wipfel,  
Nordwind ächzt und stöhnt,  
Papageigewitscher – Siesta – ruht euch aus!

Der Busch ist wieder gekommen,  
die Toten ruhn unten im Sand,  
bis nach den Erdenstunden,  
sie von den ihren erkannt.  
Ich suchte bange Stunden,  
bis ihre Namen ich fand;  
es öffneten sich auch Wunden,  
für sie gab es keinen Verband.

Ich ging zu Nachbarn und Zeugen  
der Zeit und der Tage und Jahre;  
ich wollte sie befragen,  
doch sie lächelten unerkant.

Sie sollen nun ruhn, die Toten,  
im fernen Chacosand;  
ich kann es noch immer fühlen,  
was mich mit euch verband!



## Was bedeutet es, sich zu erinnern?

Erwin Enns

Erinnerungen werden aufgeschrieben oder erzählt, um nachfolgenden Generationen etwas mitzuteilen. Sie können auch eine Art Rechenschaft sein über Erlebtes, Geleistetes.

Geschichte verblasst schnell, wenn sie nicht Teil unseres eigenen Erlebens war. Aber auch das Umgekehrte gilt: Dort, wo Geschichte mit unserm eignen Erleben zusammengeht, besitzen wir Menschen die Gottesgabe, auch noch nach vielen Jahrzehnten Bilder, Töne, Gerüche, Worte u.a.m. so gestochen scharf vor unserm geistigen Auge, Ohr, Geruchssinn entstehen zu lassen und in Worte, Töne, Bilder zu fassen, dass es die gerade präsente Wirklichkeit vor uns nicht schärfer vermag. Wie auch sonst kämen wir heute in den Genuss von Jahrtausende alten Kulturgütern jedweder Art.

Erinnerung webt Vergangenheit und Gegenwart zusammen, auch wenn sie völlig verschieden sind, aber so, dass wir immer klar unterscheiden können, was Vergangenheit war und Gegenwart ist.

Es sind die erinnerten Geschichten, die uns zu dem machen, was wir sind. Es genügt nicht, um die Vergangenheit zu wissen; wir müssen sie weitererzählen, denn nur so wird Geschichte, werden Geschichten in unserem Gedächtnis aufbewahrt.

Die Erinnerung sucht das Vergangene stets aus einem bestimmten Gegenwärtigen heraus. Erinnerung an vorige Zeiten und Ereignisse lässt uns nicht nur die Gegenwart klarer erkennen; sie macht unseren Blick oft frei für bestimmte Handlungen und Entscheidungen. Wir können Vergangenes „vergegenwärtigen“ und so seine Tragweite, Bedeutung und Aktualität sichtbar machen.

Sich erinnern ist eine Aktivität. Sie will das Gegenwärtige erklären, indem Verbindungen zu dem hergestellt werden, was in der Vergangenheit geschehen ist. Erinnerung muss aber so sein, dass ein Wiedererkennen von/mit dem, was in der Vergangenheit war/geschehen ist, garantiert wird. Wenn es gelingt, zurücklie-

gende Ereignisse so wieder zu rekonstruieren, dass sie wiedererkannt werden, sind sie geeignet, sowohl die Gegenwart als auch die Zukunft zu erklären.

Für unser kulturelles Gedächtnis spielen Erinnerungsgemeinschaften (Großfamilie, Gemeinde usw.) wie auch Erinnerungsorte eine wichtige Rolle. Das sind nicht einfach geographische Plätze; vielmehr erhalten sie ihre Bedeutung durch menschliche Geschichte, die ihnen anhängt und die wir einander erzählen oder auch verschweigen.

Unsere Erinnerungen an Musik, Rituale, Gesichter, Gerüche usw. lassen längst Vergangenes, nicht mehr Existierendes wiedererstehen, so dass es uns und anderen wieder „vergegenwärtigt“ wird.

Erinnerungen wandeln sich. Lebensgeschichtliche Erinnerungen sind immer eine Konstruktion aus Bruchstücken, die haften bleiben. Unser Bewusstsein ist sehr daran interessiert zu sortieren, was Bestand haben darf. Es ist unsere Stellung in der Gesellschaft, die wesentlich bestimmt, was wir erinnern und was nicht. Oft bringt es auch die Zeit mit sich, dass frühere oder auch spätere Bilder in uns wieder schärfer werden.

Gibt es Ereignisse in unserem Leben, an die wir uns erinnern sollten? Gibt es Ereignisse, die wir vergessen sollten? Sind wir dazu verpflichtet, uns an vergangene Personen, Orte, Ereignisse u.a.m. zu erinnern? Wenn ja, welcher Art ist diese Verpflichtung? Am kostbarsten ist Erinnerung wohl, wenn sie Versöhnung möglich macht. Es gehört allerdings viel Mut dazu, schmerzlicher Erinnerung nicht auszuweichen. Jedoch gehört zur Ambivalenz der Erinnerung auch das Vergessen. Es gibt Dinge, die nicht erinnert werden können oder sollten. Manchmal kann Vergessen dem Überleben dienen.

## Studienfahrt nach Deutschland

Beate Penner

Man schreibt das Jahr 1939. Es ist Ende April und in der Kolonie Friesland beherrscht ein einziges Thema die Gesprächsrunden: Zurück nach Deutschland! Seit fast zwei Jahren arbeitet man fleißig am Aufbau der ersten Mennonitenkolonie im östlichen Paraguay. Eigentlich hieße es besser, man kämpft um deren Existenz. Schlechte Wetterbedingungen, eine Heuschreckenplage und wenig Fachwissen auf dem Gebiet des Ackerbaus in diese Gegend führen dazu, dass die Ernten nur sehr mager ausfallen. Obwohl schon jede Hand anpackt, egal ob jung oder alt, und das nicht nur acht Stunden am Tag, ist die Not groß. Das Geld reicht nicht, um die Familie mit genügend Mehl zu versorgen. Die häufig leeren Mehlsäcke verursachen bei den Familienvätern große Sorgen. Die Lage sieht für manche Familie in Friesland aussichtslos aus.

In diese Situation hinein kommt eine Einladung aus Deutschland. Wie in vielen anderen Heimen wird auch im Hause Falk diese Einladung diskutiert. „So, Vater, jetzt erzähl doch mal. Was wollte Oberschulze Rempel heute hier bei uns? Es schien ziemlich wichtig zu sein.“ Der zwanzigjährige Jakob bricht das Schweigen beim Abendessen. Vater und Mutter Falk sehen sich an, bevor Vater Falk antwortet. Die ganze Familie spürt, dass etwas in der Luft liegt.

„Also, liebe Kinder, es geht um Folgendes: Aus Deutschland ist eine Einladung gekommen. Man bietet Ausbildungsplätze in der Landwirtschaft an. Eingeladen sind junge, kräftige Leute.“ Der achtzehnjährige Heinrich ist sofort Feuer und Flamme. „Bedeutet das, dass wir gemeint sind? Wir dürfen zurück nach Deutschland?“ Zehn Jahre zuvor waren sie nämlich einige Monate in Deutschland gewesen, nachdem sie das kommunistische Russland fluchtartig verlassen hatten. Abgesehen davon, dass es ihnen im deutschen Vaterland, wie man Deutschland gerne nennt, sehr gefallen hat, schätzen sie das Engagement der deutschen Regierung, ihnen zu helfen. Reichspräsident von Hindenburg hatte damals für die Er-

rettung der Flüchtlinge sogar 200.000 Reichsmark aus seiner eigenen Schatulle gespendet. Die Väter hatten damals gelobt, diese Liebestat niemals zu vergessen. Bis heute fühlen sie sich mit Deutschland sehr verbunden.

„Ja Heinrich, die Einladung kam heute vom Oberschulzen konkret an euch.“ Wilhelm schaut nicht seinen Sohn, sondern seine Frau an. Mutter Falk sieht man an, dass sie von dieser ganzen Sache nicht angetan ist. Ein hitziges Gespräch zwischen dem Ehepaar ist dieser Unterhaltung vorausgegangen. Mutter Falk ist einfach nicht bereit, ihre Jungen ziehen zu lassen. Obwohl sie einsieht, dass die Situation im Moment schwierig ist, hofft sie doch immer noch auf bessere Zeiten. Und die will sie mit ihrer ganzen Familie erleben! Ihre beiden ältesten Söhne abzugeben ist das Letzte, was sie will. Doch Heinrich, begeistert von der Idee, ist nicht mehr zu bremsen. „Ich muss nicht lange überlegen, Vater. Ich will das Angebot annehmen.“ „Mal etwas langsamer, Heinrich“, ermahnt Jakob seinen jüngeren Bruder. „Wir wollen erst einmal hören, was es mit dieser Einladung auf sich hat.“ Vater Falk nickt. „Eines sollt ihr wissen: Ich ließe euch niemals ziehen, wenn nicht von kollektiver Rückwanderung die Rede sei. Onkel Rempel sagt nämlich, dass ihr die Vorreiter seid. Wenn ihr erst einmal dort seid, dann besteht die große Wahrscheinlichkeit, dass wir bald als ganze Kolonie folgen. Der Führer lässt viele Auslandsdeutsche wieder rückwandern. Es besteht also große Hoffnung für uns.“ Heinrich ist begeistert. „Da hast du’s, Jakob. Wir helfen unserer ganzen Familie damit. Wir werden alle zurück nach Deutschland gehen. Das harte Arbeiten ohne Resultate hat ein Ende. Wir werden für den Führer arbeiten und ihm treu dienen!“ Vater Falk ist von der Begeisterung seines zweiten Sohnes etwas überrascht. Er hat nicht damit gerechnet, dass er die Einladung so positiv aufnehmen würde. „Lasst uns darüber schlafen und mit dieser Angelegenheit zu Gott gehen. Dann werden wir in einigen Tagen die richtige Entscheidung treffen.“ Mit diesen Worten verabschiedet Vater Falk seine Familie vom Abendbrot. Er beobachtet, wie alle ihrer Wege gehen: Einer begeistert, der andere nachdenklich, eine skeptisch und die Jüngeren haben nicht so recht begriffen, worum es eigentlich geht.

\*\*\*

Einige Tage später. Emsiges Treiben in der Kolonie. Es ist Sonntag und auf der Tagesordnung steht ein großes Fest! 33 Jugendliche sollen offiziell von der Ko-

lonie verabschiedet werden. Sie werden gefeiert und als Helden angesehen. 28 Jungen und fünf Mädchen haben sich für die Studienfahrt nach Deutschland gemeldet. Sie werden gebührend verabschiedet, sieht man in ihnen doch die Pioniere der Rückwanderung. Oberschulze Rempel verabschiedet sie mit den Worten: „Wir kommen bald alle nach!“

Unter diesen Abenteuerlustigen befindet sich auch Heinrich Falk. Jakob, der Älteste, ist nicht unter ihnen. Da er schon eine feste Beziehung mit einem Mädchen aus einem Nachbardorf hat und auch irgendwie ein mulmiges Gefühl bei der ganzen Sache verspürt, hat er sich fürs Bleiben entschieden.

Die gesamte Gruppe wird für die Reise bis Buenos Aires aufgeteilt. In der ersten Gruppe reisen 15 junge mutige Burschen. Der Vertrag mit Deutschland war so gemacht worden, dass ein jeder die Reisekosten mit der Bahn bis zur argentinischen Hauptstadt selber übernahm. Ab Buenos Aires bezahlte man von Deutschland aus ihre Reise.

Kameradschaft und froher Sinn kennzeichnen die Gruppe. Nur die Tatsache, dass ihre Eltern und Familien in großer Not zurückbleiben, hält sie davon ab, übermütig zu werden. Sie haben wieder eine Hoffnung in ihrem jungen Leben! Bald sind die schweren Ansiedlungsjahre im südamerikanischen Dschungel Geschichte und sie werden wieder in Deutschland vereint sein! Mit diesem hoffnungsvollen Gedanken reisen die jungen Friesländer nach Deutschland, ohne zu wissen, dass ihr Schicksal einen ganz anderen Weg einschlagen wird als erwartet.

\*\*\*

#### 1944

Mutter Falk lässt sich nach einem langen, nie enden wollenden Arbeitstag in einen ihrer wenigen Stühle fallen. Graue Haare auf ihrem Kopf zeugen von dem harten Leben, das sie als Vierzigjährige schon hinter sich hat. Seit beinahe sieben Jahren leben sie nun schon in Friesland. Nach den extrem trockenen Jahren im Chaco hatten sie zuerst gedacht, alles würde einfacher werden. Doch anstelle der Trockenheit und der Hitze haben sie andere Probleme hier. Die Baumwolle will nicht so recht gedeihen und der Boden trägt von Jahr zu Jahr weniger Frucht. Die Raupen befallen die Felder und machen die ohnehin schon oft verzweifelten Ge-

müter noch mutloser.

Mittlerweile sind es fast fünf Jahre her, dass sie ihren Zweitältesten ein letztes Mal in die Arme nahm, ihn drückte und zuflüsterte: „Bleibe Jesus treu!“ Fast fünf Jahre warten sie nun schon darauf, endlich nachzuziehen ins Vaterland Deutschland. Doch man hat sie vertröstet. „Wenn der Krieg zu Ende ist, dann...“ Mutter Falk hat nie so recht an die Rückwanderung geglaubt, und heute glaubt sie längst nicht mehr an diese Möglichkeit. Inzwischen hätte sie auch schon nicht mehr den Mut und die Energie, noch einen Neuanfang zu wagen.

Sie ist müde. Müde von ihrer täglichen Arbeit, den Herausforderungen und den Schicksalsschlägen. Bald nach Jakobs Abreise war ihre 13-jährige Maria gestorben. Nachdem Maria als Siebenjährige im Chaco eine ätzende Lauge getrunken hatte, hatte sie lange mit den gesundheitlichen Folgen zu kämpfen. Mit 13 Jahren hatte Gott sie dann zu sich geholt und sie von ihrem Leiden erlöst. Obwohl Mutter Falk weiß, dass Maria es jetzt besser hat, trauert sie immer noch um den frühen Tod ihrer Tochter.

Wie jeden Tag fleht sie auch heute Gott um Schutz und Bewahrung für Heinrich an. Mehrere Briefe und sogar einige Fotos haben sie von ihm erhalten. Auf dem Bauernhof, auf dem Heinrich seine Ausbildung machte, war das Leben hart gewesen. Schwere Arbeit, karge Kost. Doch es ging ihm gut, so schrieb Heinrich immer wieder. Deutschland sei herrlich!

Dies war in den ersten zwei Jahren. Danach ist kein einziger Brief mehr gekommen. Von anderen Familien haben sie die Nachricht erhalten, dass alle jungen Männer eingezogen worden sind. Heinrich an der Front? Mutter Falk kann und will es sich nicht vorstellen. Wehrfreiheit stand bei ihr stets oben auf der Prinzipienliste. Und jetzt kämpft ihr lieber Heinrich für Deutschland? Mutters Herz wird schwerer, wenn sie daran denkt.

Die Verbundenheit mit Deutschland hat auch sie stets verspürt. Auch sie war dankbar für die großartige Hilfe von Seiten der Reichsregierung. Auch sie war wie die meisten anderen in der Kolonie überzeugt davon gewesen, dass Hitler die Rettung für Deutschland sei. Doch das Leben lassen für dieses Land? Und wenn man den Gerüchten Glauben schenken konnte, für eine Regierung, die andere Völker wie beispielsweise Juden ausrottete, nur weil man sich selber für besser hält! Das kann unmöglich Gottes Wille sein. „Wo ist mein Heinrich, Herr? Was ist aus ihm geworden?“, schreit Mutter Falk innerlich zu Gott.

Auf ihrer Schulter spürt sie plötzlich eine Hand. Wilhelm, ihr Mann, hat sich zu

ihr gesellt. „Na, Mutter, wieder so nachdenklich?“ Sie antwortet ihm nicht, schaut ihn nur mit einem traurigen Blick, der ihr eigen geworden ist, an. Er setzt sich zu ihr. In seinen Augen liest sie, dass er ihr etwas mitteilen will. Er spricht nicht lange um den heißen Brei herum: „Pletts haben heute Nachricht bekommen von ihrem Jakob.“ Ohne weiter zu sprechen, weiß Mutter Falk, dass es keine gute Nachricht sein kann. Und so ist es auch. „Jakob Plett ist an der russischen Front gefallen. Das Schreiben ist von der Reichsregierung versiegelt worden.“ Nun sind es also schon fünf Meldungen. Die Familien Pankratz, Enns, Unger, Bergen und Fast trauern bereits um ihre Lieben. Wann wird so ein Schreiben im Hause Falk eintreffen und damit der Ungewissheit ein Ende setzen? Werden wir uns überhaupt irgendwann wiedersehen? Auf diese ihre Fragen erhält Mutter Falk keine Antwort.

\*\*\*

Neun von den 33 mutigen jungen Friesländern sind im Zweiten Weltkrieg gefallen oder vermisst. Auch von Heinrich Falk hat man nie mehr etwas gehört. Die Familie hat noch in den achtziger Jahren in Archiven nach Lebens- bzw. Sterbensbeweisen recherchiert. Doch nichts deutet auf das junge Leben von Bruder Heinrich Falk hin. Keine Dokumente beweisen, dass er fürs deutsche Vaterland, von dem er sich so viel versprach, gefallen ist. Aber auch kein Lebenszeichen findet man von ihm. Nur in der Erinnerung der Familien bleiben er und auch die restlichen jungen Leute! Die so verheißungsvolle Studienfahrt bedeutete für neun von ihnen das Ende ihres kurzen Lebens. Eine Gedenktafel im Museum von Friesland ruft sie immer wieder in Erinnerung und fordert auf, sie nicht zu vergessen.

Diejenigen, die den Krieg überlebten, kehrten fast alle wieder nach Friesland zurück. Aber nur, um bald darauf wieder nach Kanada, Brasilien oder Deutschland auszuwandern. Einige wenige blieben und starben in Friesland. Verschiedene Wege gingen sie im späteren Leben. Doch eines haben alle Überlebenden gemeinsam: Die Erfahrung des Krieges und die Erinnerungen, die bei manch einem zu Depressionen führten.

Heinrichs Schwester Netha lebt heute noch in Friesland. Mit Tränen in den Augen denkt sie an ihren Bruder und sagt: „Wir wissen nicht, was mit Heinrich geworden ist, ob und wie er gestorben ist. Wir haben irgendwann die ganze Sache in Gottes Hand gelegt und vertrauen darauf, dass er ihn gut geführt hat!“

## Johannes D. Dyck, der “Goldgräber”

Jakob Warkentin

*Soeben habe ich das Manuskript über das Leben und Wirken von Peter und Elfrieda Dyck abgeschlossen. Nun muss der Text noch korrigiert und formatiert und die Bilder müssen eingesetzt werden. Es soll noch in diesem Jahr veröffentlicht werden. Die aufregende Zeit der Flüchtlingsbetreuung nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die wunderbare Errettung der in Berlin festsitzenden mennonitischen Flüchtlinge ist mehrfach beschrieben worden. Mich interessierte bei dieser Arbeit auch die Geschichte ihrer Vorfahren, denn es ist auffallend, dass diese sich ebenfalls für ihre mennonitischen Brüder und Schwestern eingesetzt haben.*

*Eine ganz interessante und unternehmungslustige Person ist Peter Dycks Urgroßvater Johannes J. Dyck, der zu der Gruppe der Goldgräber gehörte, die von Deutschland aus in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach Kalifornien aufbrachen, um dort Gold zu schürfen. Hier folgt nun ein Vorabdruck aus dem zur Veröffentlichung vorbereiteten Buch.*

Obwohl Johannes D. Dyck ein Tagebuch geschrieben hat, ist es nicht leicht, zwischen Mythos und Realität zu unterscheiden, da es neben den schriftlichen Aufzeichnungen auch mündliche Überlieferungen gibt, die nicht immer nachprüfbar sind. Er wurde am 5. Dezember 1826 in Poppau, Westpreußen, geboren. Seine Eltern verloren einen Teil ihres Landbesitzes während der französischen Besatzung. Seine Mutter starb, als er 10 Jahre alt war. Er erhielt zunächst Privatunterricht, besuchte dann aber die öffentliche Schule in Fischerbabke. Mit zwölf Jahren verließ er sein Zuhause, trat als Lehrling in ein Handelsgeschäft der Witwe Hamm in Robach ein, und zwar mit so gutem Erfolg, dass ihm bereits nach vier Jahren die Geschäftsleitung angeboten wurde. Nach der Tagesarbeit bildete er sich durch Eigenlektüre fort. 1844 wurde er in der Mennonitengemeinde in Elterwald getauft.

Johannes D. Dyck wollte hinaus in die Welt, die Arbeit als Geschäftsmann befriedigte ihn nicht. Nachdem sich sein Plan, nach Russland zu reisen, zerschlagen



hatte, entschied er sich, in die USA zu gehen. Seine Verlobte Helene Janzen ließ er zurück mit dem Versprechen, in zwei bis drei Jahren zurückzukehren, doch keiner von beiden ahnte, dass sie sich erst nach zehn Jahren wiedersehen würden. Die Fahrt mit dem Segelschiff dauerte wegen der stürmischen See vom 31. August bis zum 2. November 1848 anstatt der vorgesehenen zwei bis drei Wochen.

Von New York aus reiste Dyck über Chicago nach Milwaukee und später nach Wisconsin und Illinois. Sein Geld verdiente er mit Gelegenheitsarbeiten, unter anderem war er als Barkellner tätig. Doch dann packte ihn 1850 das Goldfieber. Da er nicht genug Geld hatte, um mit dem Schiff nach Westen zu fahren, kaufte er sich Pferd und Wagen und schloss sich im März 1850 einem Überlandtreck an, der sie vor allem durch Indianerland führen würde. Später trennte er sich jedoch vom Treck und schloss sich einem kanadischen Trapper an, um auf diese Weise schneller voranzukommen. Am 12. September fanden sie drei Leichen, die skaliert worden, deren Körper aber noch warm waren.

Als Peter und Elfrieda die Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg in Brasilien besuchten, trafen sie einen alten Mann, der Peter Dycks Urgroßvater in Russland kennen gelernt hatte. Er war froh, nun einen Nachkommen dieses berühmten „49ers“, des Goldsuchers, zu treffen.

Der Urgroßvater hatte von seinen Abenteuern in Amerika erzählt, und Peter Dycks Vater hatte diese Geschichten weiter erzählt. Als J. D. Dyck sich mit einem Franzosen vom Haupttreck entfernte, gerieten sie in den Rocky Mountains in unwirtliches Wetter. Es war kalt und windig. Das Schießpulver war nass geworden, so dass sie kein Wild schießen konnten. Um zu überleben, schlachteten sie ein Pferd und wenig später das zweite. Sie waren so erschöpft, dass sie aufgeben wollten. Doch da hörten sie plötzlich Hähne krähen. Sie gingen über den Gipfel und fanden eine Siedlung. Sie rannten auf die Siedlung zu, doch ein Mann sah das und hetzte die Hunde auf sie. Am Abend berichteten sie über ihre Erlebnisse und sprachen auch davon, dass ein Mann die Hunde auf sie gehetzt habe. Als dieser identifiziert worden war, beschloss der Siedlungsrat, ihn zu hängen, denn Gäste sollten stets willkommen sein und Recht und Gesetz sollten in ihrer Siedlung herrschen. Das Urteil wurde vollstreckt, obwohl die beiden Fremden ein gutes Wort für ihn einlegten.

Wie Johannes D. Dyck weiter nach Oregon und Kalifornien gekommen ist, bleibt im Unklaren. Erreicht hat er die Goldminen auf jeden Fall, denn nach zehn Jah-

ren brachte er etwas Gold nach Preußen, wovon Uhren und Schmuck hergestellt wurden. Und als er nach seiner Rückkehr mit seiner Frau nach Russland auswanderte, nahm er immerhin 3000 Rubel mit, doch es ist unklar, woher das Geld stammte

Nach einigen Jahren hatte Dyck genug Gold gesammelt und wollte die Heimreise antreten. Dann wurde er krank und sein ganzes Gold ging in die Taschen des Arztes. Nun sammelte er erneut Gold. Er zog wieder los, wurde von den Indianern überfallen und verlor alles, nur sein Leben konnte er retten. Daraufhin ging er zum dritten Mal an die Arbeit. Dieses Mal kam er nach New York und wartete dort, bis sie ein Schiff fanden, das sie nach Europa bringen würde. Doch nun gerieten sie in Seenot, da das Holzschiff einen Felsen rammte und Wasser in das Schiff eindrang. Zuerst versuchten sie, das Wasser mit Eimern auszuschöpfen, doch bald merkten sie, dass das wenig half. Sie mussten die schwere Ladung, das Gold mit den Beimengungen, größtenteils über Bord werfen, um so ihr eigenes Leben zu retten. Jeder konnte nur ein wenig Gold behalten. Als der Urgroßvater später nach Russland ging und dort sogar Oberschulze wurde, sagte er immer wieder: „Wir hätten nach Amerika gehen sollen.“

Nach zehn Jahren zurückgekehrt, heiratete er seine Braut Helene Janzen. Obwohl Johannes D. Dyck mit seiner Frau lieber nach Amerika gegangen wäre, wanderte er mit ihr nach Russland aus und siedelte wie auch ihre beiderseitigen Verwandten in der neu gegründeten Kolonie „Am Trakt“ in der Wolgaregion an. Zwei Monate hatte die Reise mit dem Wagen von Preußen bis Russland gedauert. Am 19. August 1859 kamen sie in ihrem neuen Heimatdorf Fresenheim an. Er unterhielt eine Getreidemühle und bepflanzte ca. 50 ha. Landarbeiter kamen vor allem aus den Russendörfern und aus den lutherischen und katholischen Kolonien. Durch Unachtsamkeit oder durch Brandstiftung gab es öfters Feuerbrände. Manchmal war auch Blitzschlag die Ursache des Hausbrandes.

Doch noch Jahrzehnte später haderte er mit dem Schicksal, das ihn nach Russland anstatt nach Amerika gebracht hatte. Er hasste die Trockenheit und die Hitze dieser Region und konnte sich mit den Heuschrecken und den vielen Missernten und dem angeblich unfruchtbaren Land nicht abfinden. Vermutlich belastete dieser Umstand ihre Ehe, denn wegen seiner Frau war er nach Russland und nicht in die USA gezogen. Nicht gewohnt, die Konflikte verbal auszutragen, schwiegen sie sich in Krisenzeiten an. So notiert er einmal in seinem Tagebuch: „Meine

Frau hat seit drei Wochen nicht mehr mit mir gesprochen.“ Ihr ältestes Kind war Johannes, dann folgten Marie, Helene und Kaethe. Ein Sohn und eine Tochter starben bereits im Kindesalter.

Russisch hat Johannes D. Dyck nie richtig gelernt. Er interessierte sich offenbar auch nicht für die Sprache und Kultur des Landesvolkes, obwohl er die Kolonie oftmals auch vor russischen Behörden vertreten musste. Die englische Sprache hingegen beherrschte er gut und mochte sie auch. Dennoch diente er von 1866 bis 1884 der Kolonie als Oberschulze. Feuerwehrhauptmann war er 30 Jahre lang. Er war auch Vormund für Witwen und Waisen. Er setzte sich besonders für das Schulwesen ein, für den Bau eines Krankenhauses aber fand er trotz der hohen Kindersterblichkeit kaum Interesse. Sein Einsatz für das Gemeinwohl wurde öffentlich anerkannt, dreimal wurde er von der russischen Regierung ausgezeichnet.

Obwohl Johannes D. Dycks Bruder Cornelius nach Nordamerika auswanderte, blieb er selbst im Lande und schloss sich auch nicht der Gruppe um Klaas Epp an, die in die Gegend von Taschkent zog, um dort auf die Wiederkunft ihres Herrn zu warten. 1888 starb seine Frau Helene, die er trotz aller Differenzen innig geliebt hatte und unter deren Verlust er die folgenden Jahre litt. Da er die Einsamkeit nicht ertragen konnte, heiratete er 1889 die Witwe Renate Wall Töws.

Wie die meisten Mennoniten, die aus Preußen gekommen waren, war er dem Alkohol nicht abgeneigt, war aber dennoch sehr besorgt, als seine Tochter Helene Franz Wall einen Alkoholiker heiratete. Seinen Glauben an Gott nahm er ernst, doch zu den Predigern und zur Kirche hatte er kein Vertrauen. Eine Ausnahme war da für ihn der Älteste Johannes Quiring.

Wirtschaftlich gesehen gehörte Dyck nicht zu den wohlhabendsten Bauern seines Dorfes, war aber dennoch eine anerkannte Person, was seine zahlreichen öffentlichen Verpflichtungen zeigen. Bis zu seinem 70. Lebensjahr war er eigentlich gesund. Aber ein Jahr später stellten sich Halsprobleme ein, die möglicherweise auf sein Rauchen zurückzuführen waren und schließlich am 10. November 1898 zu seinem Tode führten.

Cornelius J. Dyck, der Bruder von Peter J. Dyck, charakterisiert ihren Urgroßvater als einen abenteuerlustigen, couragierten, entschiedenen und disziplinierten Mann. Er hatte gute Führungsqualitäten und betrachtete das Leben realistisch, war durchaus eigensinnig und vertraute vor allem seinem eigenen Urteil.

## Kriegsgetümmel im „Friedensstaat“

Martin W. Friesen<sup>1</sup>

War es eine Ironie des Schicksals, als sich Ende der 1920er Jahre kanadische Mennoniten im paraguayischen Chaco niederließen, um dadurch den Fangarmen der Militarisierung zu entrinnen, und gerade dadurch in ein Gebiet gelangten, das umstritten war und in dem der Streit in einen Krieg mündete?

Nach dem Ersten Weltkrieg waren gewisse mennonitische Gruppen in Kanada aufgrund des stark militärisch angehauchten nationalen Vereinheitlichungsstrebens besonders beunruhigt - es war ja auch kaum anders zu denken nach dem furchtbaren Völkerringen. Als dann mennonitischen Gemeinschaften das Selbstbestimmungsrecht über ihre Privatschulen verweigert wurde, schauten diese nach neuen Horizonten aus, und ein Teil derselben - die zu den Bergthalern aus Russland gehörten - entschied sich für den paraguayischen Chaco. Es war nicht durch eigene Initiative, dass sie auf dieses Gebiet kamen, sondern es war den Untersuchungen eines Mr. Fred Engels zu verdanken. Er war im Auftrage eines amerikanischen Unternehmers nach Südamerika gereist, um Siedlungsland zu suchen. Die Altkolonier aus Manitoba hatten ihn darum gebeten, nach einem neuen „Zufluchtsort“ für die sich bedrängt fühlenden Leute zu suchen.

Nach einigem erfolglosen Suchen - obwohl man die Mennoniten als Bauernvolk gerne ins Land genommen hätte, ihr Sonderrechtsheischen aber war den meisten ein Dorn im Auge - fiel sein Blick, als er einmal wieder über eine Südamerikakarte gebeugt saß, auf die große weiße Fläche des Gran Chaco Boreal - des gro-

---

<sup>1</sup> Martin W. Friesen (1912 - 2000) hat sich vor etwa 30 Jahren mit diesem Thema befasst und einige Aufsätze geschrieben. Diese wurden für die Veröffentlichung im Jahrbuch von Uwe Friesen zusammengetragen, überarbeitet und stellenweise erweitert.

Ben nördlichen Chaco. Engen kam eine Idee, und von dieser Idee hat er auch nicht gelassen, bis er 1929 starb. Als sie ihm durch den Kopf schoss, war es 1920: Hier böte sich bestimmt die Möglichkeit, einen mennonitischen Friedensstaat anzulegen, einen Mennonitenstaat. Fred Engen selbst war Mitglied einer pazifistischen Bewegung und war begeistert von dem „Friedenszeugnis“ der Mennoniten und von ihrem Wehrlosigkeitsprinzip. Mr. Engen untersuchte dann das verrufene Innere der Wildnis des „Großen Nördlichen Chaco“. Mit einem „Friedenszweig“ und nicht mit einer Waffe in der Hand drang er mit ein paar zivilisierten Indianern - kein Weißer schloss sich ihm an - in das ausgesprochene Indianerland vor und befreundete sich mit den „Weißenscheuen“ und legte den Grund für ein Friedensverhältnis zwischen Indianern und Mennoniten, das sich später bewährt hat.

Als das amerikanische Siedlungsunternehmen den Altkolonieren den Fund zur Gründung eines Mennonitenstaates unterbreiten wollte, hatten diese Südamerika bereits aus ihrer Wahlliste gestrichen. Nun waren es die Chortitzer und Sommerfelder aus Manitoba und die Alt-Bergthaler aus Saskatchewan, die den Faden Ende 1920 aufgriffen. In der ersten Hälfte des folgenden Jahres wurde die bedeutungsvolle mennonitische Chacoexpedition ausgeführt, und zwar unter der Leitung des mennonitenstaatsbegeisterten Engen.

Die Verhandlungen mit der Regierung von Paraguay wurden sofort in die Wege geleitet und die mennonitische Chacodelegation war noch nur eben zu Hause angekommen, als ihnen schon das Telegramm überbracht wurde, dass das Programm ihrer Sonderrechtswünsche angenommen sei. Sie sollten ins Land kommen. Paraguay, abgesehen von einigen Widerständen, war begeistert von diesen mennonitischen Landbaupionieren, zumal sie den (paraguayischen) Chaco für die Landwirtschaft erschließen wollten, ein Unternehmen, das bis dahin im Innern dieser großen, öden Wildnis noch nicht versucht worden war.

Die Verhandlungen zwischen den Auswanderungsinteressenten und der Siedlungsgesellschaft zögerten sich infolge einer Wirtschaftskrise mehrere Jahre hinaus. Erst Ende 1925 wurden die Verhandlungen (Eigentumsverkauf in Kanada und Landankauf in Paraguay) wieder aufgenommen. Inzwischen hatte auch die Regierung von Bolivien bemerkt, was in Sachen des Chaco Boreal vor sich ging. Sie meldete sich durch ihre Botschaft in Washington bei den Mennoniten in Ma-

nitoba und versuchte ihnen klarzulegen, dass das Gebiet des Chaco Boreal, welches sie zu besiedeln gedächten, nicht paraguayisches, sondern bolivianisches Hoheitsgebiet sei. Und im übrigen seien internationale Verhandlungen im Gange, deren Ergebnisse man auf jeden Fall abwarten müsse, bevor man so oder anders handle.

Die Mennoniten horchten auf, was hier los sei, waren sie doch der Meinung, sie hätten es nur mit Paraguay zu tun, und nun offenbarte sich da eine Unsicherheit. Sie richteten darauf an mehrere offizielle Stellen Fragen. Sie erhielten unter anderem eine Antwort, die sie befriedigte, und das war, dass sich das von ihnen erkorene Gebiet wohl in der Nähe der Grenze des strittigen Gebiets befinde, aber auf paraguayischem Boden. Damit war für die Paraguaywanderer diese Frage abgeschlossen. Sie hatten mit Bolivien nichts zu tun.

Als die Mennoniten in den Jahren 1927 und 28 in den Chaco vordrangen, merkten sie, dass paraguayisches Militär das Gebiet, durch welches sie zum gedachten Siedlungsland reisten - es war noch nicht vermessen und umgrenzt, weshalb sie nicht ansiedeln konnten - in weiten Abständen besetzt hatte. Überwachungs- und Spähtrupplager lagen am Einwanderungswege. Die mennonitischen Transporte wurden jedesmal, wenn sie hier vorbeikamen, kontrolliert.

In einer amerikanischen Zeitschrift erschien um 1929 auch eine Abhandlung über die „seltsame“ Gruppe von Mennoniten, die Kanada militärischer Dinge wegen verlassen hatten und in diese Chacowildnis gegangen waren, wo sie sich schön vom Militär behüten ließen angesichts der wilden Indianer, die sie umgaben. Solches aber waren falsche Ausführungen; denn tatsächlich verließen sich diese wildniserobernden Leute auf Gottes Schutz und auf die Aussagen des Mr. Engen, dass, wenn man den Lenguas (der Indianerstamm, in dessen Gebiet die Mennoniten vordrangen) friedlich begegne, sie sich ebenfalls sehr friedlich und wohlwollend stellten. Es war Engens Überzeugung, dass man es mit gutmütigen Indianern zu tun hatte und dass eine unbewaffnete und wirklich friedensbezeugende Begegnung die beste Gewähr sei für das Auskommen mit diesen Söhnen der Wildnis.

Ein anderer Amerikaner berichtete, dass ein paraguayischer Regierungsbeamter ihm mitgeteilt habe, das Militär im Chaco habe den Auftrag, auf das Wohl der mennonitischen Siedler zu schauen und die Indianer zu beobachten. Es kann

schon sein, dass der Zeitungsschreiber, der so kopfschüttelnd über die vermeintliche Zweideutigkeit jener Chacosiedler herfuhr, seinen Stoff von den Aussagen des in Paraguay stationierten Amerikaners her hatte. Wenn der Regierungsbeamte die Aussage denn auch gemacht hat, in der Hauptsache aber war paraguayisches Militär in der Chacozone aufgrund der Bolivianer, die genauso vom Westen her vordrangen. Die in den Chaco vorstoßenden Mennoniten aber haben keimlich Obrigkeiten, d.h. militärischen Schutz angefordert. Die Regierung hielt sich aus eigenem Interesse verantwortlich für das Wohl dieser kultivierenden Wildnisbezwinger.

Sicher, diese Chacosiedler hatten bei ihrem Vordringen in die struppige Wildnis mancherlei Vorstellungen der Dinge, die wohl ihrer warteten; jedoch ihr großes Gottvertrauen, ihr Glaube an die Gottgewolltheit ihrer Sache, ihres Unternehmens, gab ihnen irgendwie Mut, durchzuhalten und die Ansiedlung auszuführen. Dass es aber in dieser Wildnis sobald einen modern geführten Krieg geben könnte, daran hatten sie nicht einmal im Traum gedacht, das schien ihnen eben ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Wie schwierig und mühsam war es doch in der Regenzeit, Transporte zu bewältigen; und dann der Wassermangel in Dürrezeiten! Nein, undenkbar - ein regelrechter Krieg in dieser unwegsamen Gegend. Und in dem Falle, dass es doch sollte zu einem Krieg kommen, schrieb ein Paraguayfreund im Ausland, dann würde das schwache Paraguay auf jeden Fall den Krieg verlieren.

In paraguayischen Regierungskreisen hat man jedoch doch schon in den 1920er Jahren mehr und mehr mit gewaltsamen Auseinandersetzungen mit Bolivien gerechnet. Das zeigen schon allein die insgeheim eingeführten und eingelagerten Waffen, was aber merkwürdigerweise öffentlich nicht bekannt war. Selbst Bolivien war überrascht davon, als es zu einem Krieg kam. Die Bolivianer rechneten mit einem armen, waffenschwachen Gegner, den zu überwältigen, wie sie meinten, es nur einiger Handstreich bedürfe. Diese Einstellung Paraguay gegenüber wurde dem Angreifer zum Verhängnis. Aus den Dokumenten der Verhandlungen über eine friedliche Lösung des Problems des strittigen Gebietes ersieht man, dass Paraguay den Krieg nicht suchte, grundsätzlich nicht wollte. Im Gegenteil, man versuchte den Krieg zu vermeiden. Immer wieder waren die Paraguayer bereit, beträchtliche Gebiete ihres Chaco abzutreten, um dann zu einer Lösung zu

kommen. In Wirklichkeit bangte Paraguay vor einer gewaltsamen Auseinandersetzung; denn sie hatten es doch mit einem Gegner von wenigstens dreifacher Übermacht zu tun, und vor nicht allzu langer Zeit hatte man erst einen großen Krieg geführt (Dreibundkrieg gegen Brasilien, Argentinien und Uruguay: 1864 - 1870) und fast alles verloren.

So kamen diese kanadischen Mennoniten, die sozusagen vor einem militärisch angehauchten Nationalgeist Kanadas flohen, in ein Gebiet, wo es unter dem Boden schon schwelte und bald zu einer Explosion kommen sollte, wovon sie aber kaum eine Ahnung hatten. Bevor es zum Ausbruch kam, gesellten sich noch die Mennoniten aus Russland zu ihnen, welche die Kolonie Fernheim gründeten.

Kaum fünf Jahre waren verstrichen seit der Gründung der ersten Kolonie (Menno) und erst zwei Jahre seit dem Anfang der anderen Kolonie (Fernheim), als das Pulverfass im zentralen paraguayischen Chaco in die Luft ging.

Zur Zeit der Auswanderungsunruhe in Kanada, bald nach dem Ersten Weltkrieg, „weissagten“ belesene und völkerpolitikverfolgende Männer der besonders beunruhigten Gruppe, die ein großes Auge auf Paraguay hatte, dass man wohl mit einem baldigen noch größerem Völkerringen zu rechnen hätte; alle weltpolitischen Anzeichen sprächen dafür, verkündigten sie. Solche Gedanken wurden zu einem großen Teil Gemeingut der auswanderungs-interessierten Gruppe. Und wirklich - nach einigen Jahrzehnten wurde es zu einer schrecklichen Wahrheit (Zweiter Weltkrieg!). Es wurden von dieser Gruppe zu jener Zeit auch andere „Weissagungen“ ausgesprochen, die sich aber nicht erfüllt haben, sondern vielmehr noch ins Gegenteil gekehrt wurden. Die „Weissagung“ aber über das Friedensparadies Chaco brach schon nach kurzer Zeit wie ein Kartenhaus zusammen!

Mitte 1932 fing der Streit an, ernstere Formen anzunehmen. Drohende Kriegswolken türmten sich am politischen Chacohimmel. Bald entlud sich dann auch das Kriegswetter. Die naturvolle Stille der weiten Busch- und Savannenwildnis kam jäh zum Abbruch. Die paraguayische Heeresstraße zog sich quer durch die Kolonie Menno (Campo Esperanza - Villa Militar oder Isla Po'i). Isla Po'i wurde zunächst zum Hauptstützpunkt der paraguayischen Streitkräfte. Von dort zog das Militär durch Menno nach Trebol und weiter durch Fernheim. Zum ersten Male surrten Flugzeuge über die bis dahin so geheimnisvoll ruhende Chacogegend; Reihen von Lastkraftwagen, beladen mit Soldaten oder mit Proviant und Kriegs-



gerät quälten sich durch die sandigen Savannenwege; Karawanen quietschender Ochsenkarren zogen im Schnecken tempo durch die Dörfer; Lkws mit Militärmusikergruppen hielten auf unseren Dorfstraßen für ein Weilchen an und ließen ihre nervenaufpeitschenden Militärmärsche mit dröhnender, trommelbegleiteter Hornmusik erschallen. Und die Wendung in der Nationalhymne „...si intentara su prenda insultar, / batallando vengarla sabremos, / o abrazados con ella expirar!“ sollte blutiger Ernst werden. Fernsprechleitungen wurden gelegt und Wege aufgeschüttet.

Im Dorfe Halbstadt in der Kolonie Menno verwandelte sich die Schule und der Schulhof in ein Militärlager. Was die Dorfbewohner dazu sagten? ... Es war Krieg! Die Halbstädter wussten auch bald von Vermischungstendenzen zu berichten. Ein Offizier verliebte sich in ein mennonitisches Mädchen. Sie wollten heiraten. Die Gemeinde war bestürzt - was bloß noch alles werden wollte! Das Mädchen war eine Gemeindeschwester. Die Sache wurde ganz ernst angepackt - und verlief dann im Sande.

Die „Welt“, aus der man mit so großen Opfern geflohen war, war nun wieder so erschreckend nahe gerückt und überrollte die Siedlung buchstäblich; die naturerfüllte Schweigsamkeit, an die man sich ja so leicht gewöhnt hatte, war dahin; mit der unberührten Wildnis war es aus!

Es war am 8. September 1932, einem Mittwoch: Etwa eine Woche zuvor hatte es noch gefroren, einige Tage danach geregnet; in der Natur grünte es. Es war ein herrlicher Morgen angebrochen. In Menno war für den Tag Kirchweih im Dorfe Osterwick angesagt. Diese Kirche war das erste Bethaus der mennonitischen Siedler im Herzen des großen Chaco. Aus allen Dörfern kamen die Weiheteilnehmer herbei. Die von den enfernteren Dörfern waren schon am Vortage bis Osterwick oder auch in die Nachbardörfer gekommen und bei Freunden und Verwandten eingekehrt. Nun kamen sie, einige auf Buggies, die meisten auf den mit Ochsen, einige mit Pferden bespannten Ackerwagen, andere kamen zu Pferd geritten, wieder andere zu Fuß. Die meisten Erwachsenen der Siedlung waren erschienen: 573 Personen. Der Raum konnte sie nicht alle aufnehmen, 140 mussten draußen bleiben. Gemischte Gefühle bemächtigten sich der Gemüter der Weihegäste: In der Morgenfrühe hörte man aus dem Süden eine unmissverständliche Sprache - ein fernes, polterndes Grollen. Man wusste nicht, wie die Lage aussah,

aber man wusste, dass die Paraguayer zum Angriff übergegangen waren. Der Krieg hatte begonnen... und das nicht in der Welt irgendwo, sondern hier ganz nah, in der Nachbarschaft!

Seit Juni hatten sich die Streitverhältnisse rasch zugespitzt. Alle Verhandlungen und Versuche, eine friedliche Lösung zu finden - an denen sich verschiedene Nationen beteiligten - waren gescheitert. Ende Juli nahmen die Bolivianer Boquerón und Toledo ein. Carayá räumten die Paraguayer schon, bevor die Bolivianer bis dorthin vorgedrungen waren. Dabei halfen mehrere Männer aus dem Dorfe Halbstadt mit ihren Ochsenfuhrwerken. Sie trafen bei Einbruch der Nacht am Räumungsort ein, begleitet von Militär, beluden ihre Fuhrwerke und machten sich schnell wieder auf den Rückweg. Für diesen „Militärdienst“ - der auf rein privater Initiative beruhte - wurden jene Halbstädter Bürger auch bald von ihrer Gemeinschaft schwer gerügt. Diese geldarmen jungen Halbstädter hatten für ihre kriegsmaterialrettende Tat ein gutes Taschengeld in Aussicht; niemand aber brauchte sie um dieses Taschengeld zu beneiden - vielleicht aber um die Aussicht!

Am 15. August hatte es Landespräsidentenwechsel gegeben. An Stelle von Dr. José P. Guggiari kam Dr. Eusebio Ayala auf den Posten. Er galt als kriegsfähiger als sein Vorgänger, obwohl auch Ayala sich redlich um eine friedliche Lösung bemüht hatte. Es war eine aufregende Zeit. In Asunción gab es schon eine Revolte. „Zurück mit den Bolivianern!“ schrien die Demonstranten auf den Straßen. In Isla Po'i, einem Ort in der Nähe der Kolonie Menno, befand sich der Teniente Coronel José F. Estigarribia, Kommandant der paraguayischen Streitkräfte im Chaco. Es wurde September und er wartete schon ungeduldig auf eine Bevollmächtigung von Asunción für den Angriff auf die bolivianische Stellung in Boquerón.

Estigarribia - und auch einige seiner Kollegen - waren nicht einer Meinung mit der obersten Heeresleistung, die von Asunción aus Befehle erteilte. Diese überlegte, alle Streitkräfte am Paraguayfluss einzusetzen und dort die vordringenden Bolivianer in Empfang zu nehmen. Estigarribia aber als Kriegsmann und Chacokenner hielt eine solche Strategie für eine verlorene Sache und sagte: Man müsse die Bolivianer dort angreifen, wo sie gerade jetzt seien: in Boquerón.

Am 1. September erhielt er dann die Bevollmächtigung, Boquerón anzugreifen.

Er hatte um diese Zeit etwa 7500 Mann um sich in Isla Po'i. Die Angriffsautorisation lautete: „Zeige Amerika, dass das paraguayische Heer Fähigkeiten hat und erobere Boquerón!“

Es folgte eine stille, aber sehr tätige Woche der Angriffsvorbereitungen - vor einem fürchterlichen Sturm. Am 7. September setzte sich der Eroberungsfeldzug in Bewegung Richtung Boquerón. Am nächsten Tag früh (Tag der Kirchweihe in Osterwick) stießen die Paraguayer auf bolivianisches Heer, das sich schon langsam den Weg nach Isla Po'i bahnte. Diese Vorposten wurden aufgerieben. Estigarribia hatte gewusst, dass die Bolivianer bereits die Eroberung Isla Po'is planten. Dann brach der 9. September an - und mit ihm das furchtbare Ringen um die Rückeroberung Boqueróns, das erst am 29. mit dem Sieg der Paraguayer und unter hohen Verlusten zum Abschluss kam. Täglich und auch oft in der Nacht drang das dumpfe Grollen des Kanonendonners zu den tief besorgten Kolonisten herüber. Die Schlacht um Boquerón wurde damals als das blutigste Ringen in der Geschichte Südamerikas bezeichnet. Die Bolivianer mussten wohl weichen, sie gaben trotzdem nicht auf. So ging der Krieg weiter. Während dieser Zeit eroberten die Paraguayer auch das Fortín Toledo, westlich von Fernheim zurück. Dieser Eroberungsfeldzug ging durch Menno und Fernheim. Der sehr harte Kampf um Toledo erfolgte erst einige Monate später, als die Bolivianer Fortín Toledo wieder einnehmen wollten.

Die Kolonisten atmeten dankbar und erleichtert auf, als sich die Kriegsfront nicht mehr so nah an den Siedlungen vorbeizog, sondern sich nach Südwesten verzog. Aber es kamen weitere Herausforderungen.

Es war im Oktober. Bald könnten die Sommerregen einsetzen - und dann die Wege! Die wenigen Lastkraftwagen (etwa 20), die dem Kriegsmaterialtransport dienten, würden es in der Regenzeit bei den bis dahin bestehenden Wegen nicht schaffen. Die hohen zweirädrigen paraguayüblichen Ochsenkarren waren auch bei der Bewältigung des Transportes tätig. Doch waren sie auch nur wenig an Zahl und dazu sehr langsam. Die Mennoniten waren gute Fuhrwerker - was hatten sie nicht schon bewältigt! Könnte man diese Chacopioniere nicht ebenfalls für den Kriegsmaterialtransport einsetzen? So überlegten die Herren im Kommando, im Oberbefehlsrat. Paraguay hatte um diese Zeit eine Bestellung für 100 Lkws aufgegeben. Bis die aber einsatzbereit waren, würde es noch einige Zeit

dauern. So erhielten nun Menno und Fernheim den Auftrag, von der Bahnstation Km 145 Kriegsmaterial nach Isla Po'i heranzufahren.

Aus Menno ließ man dem Kommandanten Estigarribia eine Schrift überreichen, die eine Bitte um Befreiung von dem „Dienst“ enthielt. Die Antwort, die sobald erfolgte, lautete: „Es ist ein Befehl und zum 14. Oktober zu 4 Uhr nachmittags sollen aus der Kolonie Menno 40 Fuhrwerker - bespannt und bemannt - in Campo Esperanza bereit stehen.“ Dies war am 11. Oktober. Am 12. fand eine dringliche Bruderberatung in der Kirche in Osterwick statt. Man beschloss, vom Gemeinde- und vom Kolonievorstand zwei Männer zum Oberbefehlshaber zu entsenden. Sie sollten dem Herren Kommandanten persönlich ans Herz legen, warum diese kanadischen Mennoniten im Chaco seien, und was ihnen die Regierung von Paraguay versprochen habe, wenn sie sich die wirtschaftliche Erschließung des Chaco übernahmen.

Auf dieser Bruderberatung am 12. Oktober in Osterwick waren auch vier Predigerbrüder aus den drei Gemeinden Fernheims zugegen. Sie waren interessiert zu hören, was man in Menno zu dem „Dienst“ des Kriegsmaterialtransports sagen würde. In Fernheim selbst hatte man am Tage zuvor schon einen Beschluss darüber gefasst.

Im Mennoblatt vom Oktober 1932 ist darüber zu lesen: „Während heute ein Teil des paraguayischen Heeres vorwärts zum Pilcomayo (Fluss) dringt, ist das in den Kolonien stehende Heer stark beschäftigt mit dem Bau eines Telefonnetzes, Gräben von Brunnen auf den Fortins. So erging auch an unsere Kolonie anfangs dieses Monats von der Regierung aus der Wunsch, Fuhrwerke mit Ochsen und Fuhrleuten zum Heranfahen von Produkten für das Militär stellen zu wollen. Dieses für die Zeit der Regenperiode. Zuerst auf einer Schulzen- und am 11. Oktober auf einer allgemeinen, stark besuchten Koloniesitzung kam diese Frage zur Beratung. Verschieden waren die Meinungen. Viel wurde hin- und hergesprochen. Endlich einigte man sich dazu, von drei Gesichtspunkten aus die Sache zu beleuchten und zwar: Die Bibel (Römer 13 und Jesu Urteil über das Abzahlen des Zinsgroschen); Die Erfahrung unserer Väter in Russland; Unser Privilegium.

Schließlich, nach vielen Diskussionen, glaubte man doch ziemlich allgemein, nicht das Recht zu haben, diesen Wunsch abzulehnen, da wir ja doch als freie Bürger den Schutz des Landes und manche Vorrechte genießen dürfen. Eines

aber leuchtet doch unzweideutig heraus, und zwar das Bedauern, sobald schon dieses Opfer bringen zu müssen. Gibt es doch noch viele Familien, die nicht im eigenen Haus wohnen. Dann die ungeheuren Entfernungen, die wir bis zur Bahnstation zu machen haben. Auch sind unsere Wagen überhaupt noch nicht als Eigentum zu betrachten, da wir ja alles, was wir heute benutzen, noch schuldig sind. Jetzt aber mussten wir uns entschließen, von den etwa noch 60 traglastfähigen Wagen der Kolonie den dritten Teil auf längere Zeit abzugeben. Dieses brachte dann auch mit sich, dass die sogenannten Wagengruppen in den Dörfern noch vergrößert werden mussten (früher gehörten zu einem Wagen 4 - 5 Wirte). Mit den Ochsen kam uns der Kommandant soweit entgegen, dass die unsrigen zu Hause bleiben durften und unsere Fuhrleute Regierungsvieh erhielten. Gleich am folgenden Tag hatten unsere kanadischen Brüder in dieser Angelegenheit in der Osterwick-Kirche ebenfalls eine allgemeine Sitzung. Denn war doch auch an die Kolonie Menno von der Regierung ein Wunsch um 40 Wagen eingelaufen. Um möglicherweise doch Hand in Hand mit diesen Brüdern der Nachbarkolonie zu gehen, wurden von uns vier Brüder unserer Predigerbrüder dorthin delegiert. Diese hatten nun auch die Gelegenheit, als Gäste auf der Beratung zu sein. Im allgemeinen war der Eindruck recht gut von der Sitzung. Sonst aber konnte man dort die Sache, gestützt auf das Privilegium, nicht verstehen. Nochmals wollte man den Versuch machen, bittschriftlich bei dem Kommandanten um Entlastung von diesem Dienste einzukommen. Wie die Antwort lauten wird, das steht noch abzuwarten.“

Zwischen Menno und Fernheim, so nahe sie räumlich aneinander lagen und so allein sie in der weiten Wildnis auch waren, bestand damals noch keine Zusammenarbeit in gemeindlicher wie auch auf gesellschaftlich-kultureller Linie. Diese Fernheimer - so sagten sich die Mennos - sind das nicht diejenigen Russländer, wenigstens ein Teil von ihnen, die zu der Zeit, als unsere Großväter in den 1870er Jahren meinten, Russland als Folge des militaristischen Eingriffs der zaristischen Regierung verlassen zu müssen - und sie, die Zurückbleibenden, eine Vereinbarung mit der Regierung machten, um in der Verordnung des allgemeinen Wehrdienstes zurechtzukommen, und den Ersatzdienst annahmen? So ihrerseits auch die Fernheimer. Auch sie wussten, mit wem sie es zu tun hatten: mit konservativen Leuten. Diesen waren sie einmal an Bildung und aber auch an Erfahrung überlegen. Merkwürdig ist es uns heute, dass die beiden Siedlungs- und

Gemeindeleitungen nicht zuerst gemeinsam berieten, bevor sich überhaupt eine Kolonie zu einem bestimmten Schritt entschied. Aber diese Bande des gemeinsamen Entscheidungsgeistes waren eben nicht da. Wären die Fernheimer Gemeinden schon bereit gewesen - und das wären sie bestimmt, hätten sie einen Weg gesehen, mit ihren verschlossenen Nachbarn auszukommen. Aber die von Menno hielten es dafür, dass die Fernheimer als die liberalen Russländer ein zu weites Gewissen hatten. Nun waren unter den Mennos aber auch ziemlich Vorurteile zu Hause über ihre Nachbarn. Und Wissensbildung hielten sie nicht für entscheidend.

Dass sie aber so bewusst ihren Weg gingen in dieser Sache und sich nicht nach ihren an viel Erfahrungen reiferen Nachbarn richteten, muss man in der Tatsache sehen, dass diese kanadischen Mennoniten diejenigen waren, die den Vertrag der Sonderrechtsstellung (Privilegium) bei der Regierung von Paraguay ausgehandelt hatten, und darauf auf Einladung der paraguayischen Regierung in den unwirtlichen Chaco gekommen waren, um unter großen und schweren Opfern den Weg zur landwirtschaftlichen Erschließung dieser Gegend zu bahnen. Sie selbst hatten (und nicht das MCC, wie es zuweilen berichtet worden ist) den Plan des Freibriefes in Form eines Bittgesuchs bei der Regierung eingereicht und diese hatte das Projekt angenommen und in Gesetz Nr. 514 umgearbeitet. Und darin stand auch, dass sie freigesprochen seien vom Militärdienst mit und ohne Waffen, in Friedens- sowohl wie in Kriegszeiten. Der Mennoniten Verpflichtung war nun, den Chaco wirtschaftlich nutzbar zu machen. - Was wollte man von ihnen!?

Nachdem die Brüderberatung an jenem Vormittag in der Osterwickkirche beendet war, lud Ältester Martin C. Friesen die vier Fernheimer Predigerbrüder in sein Heim ein, wo sie zu Mittag speisten und wo auch mehrere der Menno-Prediger zugegen waren. Man führte eine rege Diskussion über die aktuelle Militärdienstfrage. Ich war damals noch als 20-Jähriger im Hause meiner Eltern und wurde Ohrenzeuge der Unterhaltung. Einer der Fernheimer Prediger, ein Heinrich B. Friesen, tat sich besonders hervor infolge seiner überaus klaren Stimme und berichtete von ihren Erfahrungen aus Russland und versuchte den Menno-Brüdern nahezu legen, dass sie gut daran täten, sich als Kolonie dem „Befehl“ zu beugen. Er sprach aus Erfahrung. Die Mennos hatten die nicht - aber ihre Überlegungen hatten sie auch.

Noch an demselben Tage begaben sich zwei Gemeindebrüder zum Oberbefehlshaber Estigarribia, der sich in Boquerón befand. Er war jedoch sehr beschäftigt gewesen und hatte den Gemeindeältesten Martin C. Friesen und den Leiter der Kolonieverwaltung Isaak K. Fehr für den nächsten Tag zum Abend hinbestellt. So fuhren sie dann am nächsten Tag wieder. Sie wurden aber vom Militär aufgehalten und überhaupt nicht durchgelassen. Sie hatten eine Schrift aufgestellt und unterschrieben, die sie mit der Bitte abliefern, sie dem Kommandanten zu überreichen. Sie lautete:

*„An den Herrn Oberst Estigarribia – Kommandant der Ersten Zone:  
Geehrter Herr: Wir bedauern von ganzem Herzen, dass es uns nicht möglich war, persönlich vor Sie zu erscheinen, um Ihnen unsere Bitte zu überreichen. So kommen wir denn mit einer schriftlichen Bitte zu Ihnen: dass Sie uns doch nicht möchten etwas auflegen, welches wir nicht können erfüllen, ohne dass es unserem Glauben zuwider ist.*

*Wir können ihnen versichern, dass wir alles tun wollen, was zum wirtschaftlichen Aufbau des Landes dienen könnte, was wir schon einigermaßen getan haben, und welches unsere ganz Kraft in Anspruch nimmt - nämlich eine Wildnis urbar zu machen. Es soll auch weiter unsere Pflicht sein, in obenerwähnter Weise dem Lande zu dienen, worinnen wir Gastfreundschaft genießen.*

*Ihre untertänigen Bittsteller:*

*Martin C. Friesen*

*Isaak K. Fehr“*

Die Bittschrift wurde weitergeleitet und die Antwort von Estigarribia war Freispruch vom Kriegsmaterialtransport.

Noch vor Ende Oktober kam das Militärkommando mit einer anderen Frage bei den Mennonitenkolonien ein: ob sie sich übernehmen wollten, für das Militär Brot zu backen. In den Kolonien gab es wieder Beratungen. In dieser Angelegenheit aber gingen Menno und Fernheim schon Hand in Hand, indem sie beide zusagten, Brot zu backen. Die Regierung stellte das Mehl zur Verfügung, die Mennoniten mussten es von der Bahn abholen.

Also gab es am 21. Oktober wieder eine Brüderversammlung in Osterwick, um die Frage des Brotbackens zu behandeln. Gemeinde- und Kolonievorstand hatten

am Tage vorher darüber beraten und einen Vorschlag ausgearbeitet, um ihn der Gemeinde vorzulegen. Die Mehrheit nahm den Vorschlag an. Ein kleiner Teil stemmte sich dagegen, gab jedoch schließlich auch nach, weil die andern es wollten. Eine dritte Gruppe aber nahm es unter keinen Bedingungen an. Für sie war und blieb es „Militärdienst“. Gut eine Woche zuvor nur hatte man noch einstimmig „gegen Militärdienst“ gestimmt, und dieses jetzt würde man annehmen. Das schien ihnen unerhört zu sein. Sie beteiligten sich dann auch nicht an der Aktion. Die anderen aber, die in der Mehrheit waren, sahen dieses Brotbacken für das Militär von einer anderen Seite. Viele Soldaten waren in der Siedlung und viele kamen immer wieder durch. Fast jeder hatte es mit ihnen zu tun. Die Regierung sorgte nach Kräften für die Versorgung ihrer Soldaten, aber so einfach war das nicht - denn ein großer menschenleerer, unwirtlicher Raum lag zwischen dem eigentlichen Paraguay und seiner Kriegsfront. Immerhin hatten die Mennoniten Mitleid mit diesen Menschen ihres Gastlandes, die so oft betteln kamen, um eine Abwechslung in ihren eintönigen Mahlzeiten zu haben. Was den Transport betraf, so sagten diese von der Mehrheitsgruppe, dass es sich jetzt um Nahrungsmittel handele und nicht um Kriegsmaterial, das man von Km 145 abholen wolle.

Auf dieser Bruderberatung kam es zu unliebsamen Anklagen und Beschuldigungen, und zwar auch im Bereiche solcher Dinge, welche die Kolonieverwaltung und auch die Gemeindeleitung nicht abändern konnten, deren Regelung einfach nicht im Bereich ihrer Zuständigkeit lagen. Es führte in gewisser Beziehung zu Zerwürfnissen, die sich dann später mit noch anderen Angelegenheiten verwickelten, und die, wie es schien, nicht mehr zu beheben waren.

So wurde es Weihnachten 1932. Es war die sechste Weihnacht der kanadischen Mennoniten in Paraguay. Es war dem Äußeren nach wieder eine ganz andere Weihnacht, als sie es bis dahin erlebt hatten. In der stillen Wildnis hatte es einen riesigen Umschwung gegeben. Doch konnten sie auch jetzt nur von Gottes wunderbarer Führung berichten.

Bevor die Paraguayer im September zum Angriff übergingen, hatten sie den Plan, die beiden Mennonitensiedlungen zu evakuieren. Die Überlegung dabei war: Wenn die Paraguayer nicht standhalten sollten gegen ihren Feind, wollte man ihre Chacosiedler, die sie so hoch schätzten, mitnehmen und sie nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. Sowohl Menno als auch Fernheim lehnten sich gegen



solchen Plan auf, weil sie nicht durchsehen konnten, wie man das bei den miserablen Verhältnissen schaffen sollte. Das Militärkommando ließ den Plan dann auch fallen.

Den kanadischen Siedlern waren solche Kriegserlebnisse neu, nicht so den Russländern. Manche von ihnen hatten schon unvergleichlich Schwereres durchgemacht. Wenn nun auch nicht in allen Einzelheiten in Bezug auf gewisse Meinungen oder äußerliche Gestaltungen im Wesen des Wehrlosigkeitsgrundsatzes Einigkeit zwischen den beiden Wildnissiedlungen herrschte, im Grunde aber waren sie einig und standen auf gleichem Boden.

Die Weihnachtsbotschaften in den Mennonitensiedlungen waren sehr inbrünstig verbunden mit Gebeten um Frieden für das so schwer leidende Gastland. Die Kämpfenden vereinbarten einen 24-stündigen Waffenstillstand für Weihnachten. Nach Verlauf dieser Zeit ging das blutige Ringen wieder weiter. Der Krieg kam erst 1935 im Juni zu Ende. Die letzten Schlachten wurden schon auf bolivianischem Boden geschlagen.

Manche wollten Schadensersatz verlangen, und es wurde vom Militärkommando auch versprochen. Als jedoch nach Kriegsende vom Kommando eine Liste der zu ersetzenden Gegenstände und Kosten angefordert wurde, hatte man in Menno schon beschlossen, keinen Schadensersatz zu fordern. Vielmehr dankte man der Regierung für die allgemein so zuchtvolle Haltung und für die achtenswerte Disziplin des Heeres. Man war dankbar, dass nicht mehr passiert war. Die Männer vom Kommando waren gerührt, als die Verantwortlichen aus der Kolonie und der Gemeinde den Beschluss vorlegten.

Von Seiten des Kommandos wurde den Chacosiedlungen ein großer Teil der Kriegsmaterialien wie Lkws und Waffen, die nicht mehr funktionierten und die sich in der Nähe befanden, übergeben. Man versteigerte sie und in Menno bezahlte man davon Leuten, die am meisten Sachschaden in der Kriegszeit erlitten hatten.

Man hat gesagt, wären die Mennoniten nicht in den Chaco gekommen, hätte es den Chacokrieg nicht gegeben. Diese Ansicht lässt sich aber nicht halten, wenn man die Sache näher beschaut, obwohl die Präsenz der Mennoniten wohl mitgespielt haben kann. Auch dass es Sache amerikanischer Ölgesellschaften war, kann man nicht mit Grund sagen. Klar ist, dass Paraguay sich als rechtmäßiger

Besitzer des Gran Chaco Boreal betrachtete. Bolivien aber, das den Zugang zum Pazifik im Krieg gegen Chile verloren hatte, wollte sich nun einen Zugang zu einem schiffbaren Strom verschaffen und behauptete auch, das Besitzrecht über den Chaco zu haben. Dieses alles war schon im Gange, bevor auch nur ein Mennonit um dieses Gebiet überhaupt etwas wusste.

Wenn es dann doch mitunter eine Ironie des Schicksals zu sein scheint, was mit den jungen Ansiedlungen in der damaligen Chacowildnis geschah, die allmächtige Führung Gottes zog sich wie ein roter Faden durch die Wirren jener Tage.

Ein mennonitischer Chacosiedler umschrieb die Situation damals aus seiner Sicht: „Wir glauben an die allwaltende Hand Gottes, und es ist nicht von ungefähr, dass die Mennoniten gerade in diesem Gebiet Fuß fassen mussten. Nicht durch die „Ironie des Schicksals“ sind wir hierher gekommen, sondern Gottes Führung und Leitung ist es, die uns hierher gebracht hat, und deshalb erscheint uns die Zukunft auch gar nicht so dunkel. Wir wollen ausharren auf dem Posten, wo Gott uns hingestellt hat.“

Eine Aufforderung, dass jeder Einzelne auf seinem Posten sein Möglichstes tut, um dem rechten Frieden Raum zu geben.

# Buchbesprechungen



Breuninger de Guenther, Regine: *Geschichte des Gesundheitswesens der Kolonie Menno von 1927 – 1980*, Loma Plata 2009.

Die Kolonie Menno hat ihre besondere Geschichte im Bereich der Gesundheit geschrieben. Zwei Jahrzehnte kam man ohne eine Krankenschwester, ohne einen Arzt in der Wildnis zurecht. Man war darauf angewiesen, sich manchen unbekannteren Krankheiten in der neuen Umwelt des heißen und tropischen Wetters zu stellen. Sich mit den neuen Heilmitteln und ihrer Handhabung bekannt zu machen, musste gelernt werden. Dass man unter diesen schwierigen Umständen zu der Gründung eines Krankenhauses kam, ist uns heute verständlich, damals war es längst nicht selbstverständlich. Eine Geschichte, die noch nicht gründlich untersucht und aufgeschrieben wurde.

Nachdem Frau Regine Breuninger de Guenther die Geschichte der Geburtshilfe in Menno geschrieben hatte, wurde sie von der Verwaltung des Hospitals Loma Plata beauftragt, auch ein Buch über den Verlauf der Entwicklung des Gesundheitswesens der Kolonie Menno zu verfassen.

Frau Guenther schreibt zur Arbeit, die sie verrichtete: *„Auf der Suche nach schriftlichen Dokumenten fand sich über die Geschichte des Gesundheitswesens in der Kolonie Menno wenig Material. Auch über die Anfangszeit des Hospitals Loma Plata sind in den Archiven des Krankenhauses und der Kolonieverwaltung nur sehr wenige schriftliche Aufzeichnungen vorhanden. Es scheint, dass die Gesundheitsfürsorge Nebensache war.“*

Deshalb gründete Frau Guenther ihre Forschung zum großen Teil auf Protokollauszüge, Interviews mit den aktiv Beteiligten und Pionieren, die aus ihrem persönlichen Leben berichteten, und auf geschichtliche Werke, die von der Krankenbehandlung berichten.

Im Buch wird zunächst untersucht, wie der Stand der Gesundheitsfürsorge der Menno bei der Umsiedlung von Kanada nach Paraguay war, was sie in den Ansiedlungsjahren ohne Arzt in Krankheitsfällen machten. Danach geht sie der Fra-

ge nach, wie das Krankenhaus in Loma Plata entstand und wie es sich in den ersten drei Jahrzehnten entwickelt hat.

Dass wir heute einen hervorragenden Gesundheitsdienst in Menno genießen dürfen, ist keine Selbstverständlichkeit. Es war ein langer Weg, bis es soweit kommen konnte. Der Leiter des Krankenhauses, Herr Franklin Klassen schreibt im Vorwort: *„Die Kolonie Menno kann stolz darauf sein, ihr Gesundheitswesen immer weiter ausgebaut zu haben. Nicht weniger stolz sollten und dürften wir auf unsere leitenden Eltern und Großeltern sein, die den Sinn des Gesundheitsfortschrittes sahen und dementsprechend bereit waren, ein modernes Krankenhaus zum Wohle aller zu errichten. Trotz vieler Widerwärtigkeiten in den Anfängen der Krankenhausgeschichte ist es der Kolonie Menno gelungen, eine fachlich und menschlich funktionierende Gesundheitsbetreuung aufzubauen. Für den Erhalt derselben sind wir alle gefragt.“*

Nach dem geschichtlichen Überblick über die Anfänge der Krankenbetreuung und der Entstehung und Entwicklung des Hospitals Loma Plata werden im Buch auch Themen wie die Entwicklung der Zahnmedizin, das Gesundheitszentrum in Südmenno, das Sanatorium Eirene und die Krankenversicherung beschrieben.

Viele Bilder bereichern den Inhalt und veranschaulichen Sachverhalte, die im Text beschrieben werden, oder zeigen Gebäude und Menschen, die zur Geschichte des Gesundheitswesens in Menno gehören.

Frau Günther ist es gelungen, die Geschichte des Gesundheitswesens der Kolonie Menno von 1927 bis 1980 lebensnah zu gestalten, da sie sich mit vielen Quellen und vor allem auch mit an der Entwicklung des Gesundheitswesens beteiligten Personen beschäftigt hat, und diese zu Wort kommen lässt.

Uwe Friesen

Penner Beate, *Katharina - Flucht in die Freiheit*, Friesland 2009, 212 SS.

Wer schreibt, erinnert sich. Und erinnern ist ein Gut, das uns Menschen zusteht, um die Vergangenheit zu bewältigen und daraus zu lernen. Ein Buch zu schreiben kostet viel Aufwand an Zeit und Energie. Beate Penner hat ein Buch geschrieben, und sie sagt dazu: „Schon seit vielen Jahren ist eines meiner größten Träume, ein Buch zu schreiben. Jetzt ist es endlich soweit - Ich halte mein eigenes Buch in den Händen“.

Das Buch heißt „**Katharina – Flucht in die Freiheit**“ und erzählt die Geschichte der Großmutter von Beate Penner. Katharina wuchs in den turbulenten 1930er Jahren im bolschewistischen Russland auf. Dort erlebte sie, wie ihr Vater als reicher Gutsbesitzer *entkulakisiert* wurde; alles was er bisher sein Eigen nannte, wurde ihm genommen, obendrauf noch das Stimmrecht. Nachdem sie fast vier Jahre in der Angst gelebt hatte, dass ihr Vater wie so viele unzählige andere Väter auch abgeholt und mitgenommen werden könnte, geschah dies auch wirklich, und er wurde nie wieder gesehen. Auch von der Mutter werden die Kinder für einige Zeit gewaltsam getrennt.

1941 scheinen die Zeiten sich zu verbessern, als die deutschen Besatzungstruppen in die mennonitischen Kolonien in Russland einziehen. Die Lage beruhigt sich und vieles im Leben der Mennoniten in Russland wird wieder normal: Sie dürfen wieder Deutsch sprechen, Gottesdienste abhalten und man führt teilweise wieder ein unbeschwerteres friedlicheres Leben.

Doch mit dem Rückzug der Deutschen 1943 ist dieser Friede dann endgültig vorbei. Für Katharina, ihre Mutter und einige Geschwister bricht ihre Welt endgültig zusammen. Sie brechen auf - auf, in eine ungewisse Zukunft, in eine Welt, in der die Freiheit zu finden sein wird. Doch dieser Weg in die Freiheit ist keineswegs ein leichter: Es verfolgt sie die Front zwischen deutschen und russischen Truppen. Viele scheinbar unüberwindbare Hindernisse wie Kälte, Schlamm, Hunger und Angst stellen sich in den Weg, und rundherum der Krieg. Die geschwächte Mutter stirbt unterwegs und sie können sie nicht einmal begraben...

Trotzdem müssen sie weiter, und in Deutschland eingetroffen, dürfen sie sich

einbürgern lassen. Es bedeutet jedoch, dass bald auch schon ihr Bruder eingezogen wird und in den Krieg ziehen muss. Diese und noch viele andere Ereignisse belasten den guten Glauben und die Hoffnung, endlich frei zu sein.

In dieser ganzen Zeit hat Katharina Eintragungen in ihr Tagebuch gemacht, das sie von ihrem Vater geschenkt bekommen hat. Sie schrieb in den Wirren der 1930er Jahre: *„Unvorstellbar schrecklich ist es, was ich erlebe. Die ganze Welt spielt verrückt. Das, was bisher unrecht und falsch war, scheint auf einmal in Ordnung zu sein. Die Regierung nimmt uns erst unser Hab und Gut und jetzt auch noch unseren Papa. Einfach so. Er hat nichts getan...“*

Wie kam Beate Penner, geb. Friesen, zu dieser Geschichte? Sie sagt: *„Als meine Oma im Jahre 2006 starb, fanden wir unter ihren verbliebenen Sachen ihr Tagebuch. Ein Tagebuch, das sie während ihrer gesamten Flucht aus Russland bis zu ihrer Ankunft in der Kolonie Neuland geführt hatte. Basierend auf diesen Eintragungen und zusätzlichen historischen Ereignissen habe ich dieses Buch geschrieben. Es ist keine Biografie, denn ich habe Personen und Geschehnisse aus dieser Zeit hinzugenommen, die nicht wirklich im Leben meiner Oma vorkamen, aber die doch in dieser Zeit damals passiert sind bzw. gelebt haben.“*

Katharina schrieb 1947: *„So viel ist passiert. So viel, dass ich kaum weiß, wo ich anfangen soll. Schlechte Zeiten wurden auch immer wieder zwischendurch von besseren Zeiten abgelöst. Und du, liebes Tagebuch, hast als Einziges stets alles erfahren. Nur du allein kennst meine tiefsten Geheimnisse...“*

Durch dieses Buch bekommen die Leser einen Einblick in diese Geheimnisse, und damit auch in einen dunklen, schrecklichen und spannenden Teil der Mennonitengeschichte, der uns anspornen sollte, den Frieden mit allen anzustreben.

Das Motiv auf der Titelseite könnte auf den ersten Blick täuschen und eher auf eine abenteuerlichen Reise von Kindern mit dem Pferdewagen hindeuten. Manches, was in dem Buch erzählt wird, stellt die Perspektive von Kindern dar, die die schwere Stalinzeit der Mennoniten in Russland miterlebten und somit die eigene Erfahrung widerspiegeln. Es zeigt aber auch die Trostlosigkeit und den leeren Blick in die Zukunft, den eine Flucht mit sich bringt, wenn man nicht weiß, wo diese enden wird.

Das Buch ist vor allem deshalb lesenswert, weil es die Geschichte vieler Zeitzeu-



gen darstellt, die sich auf irgendeine Art und Weise auf die Flucht begaben, um den Fangarmen des Kommunismus zu enttrinnen.

Es ist möglich, dass auch durch dieses Buch bei manchen das Interesse an Geschichte erwacht und somit auch die Motivation entsteht, in der eigenen Geschichte zu forschen und darüber zu schreiben.

Uwe Friesen

Rebecca Barg: *Elisabeth. Der weite Weg*, Asunción 2009.

Wiederholt ist die Geschichte der Russlandmennoniten beschrieben worden, die Anfang des 20. Jahrhunderts in Russland die Revolution, Hungersnot, Kollektivierung, Flucht und Auswanderung oder Deportation erlebt haben. Da gibt es historische Berichte über ein „Volk“, aber auch Schilderungen von Einzelschicksalen. Beide Arten der Vergangenheitsbewältigung ermöglichen es dem Leser, sich in die damalige Zeit zu versetzen und mit den handelnden Personen Freude und Leid mitzuerleben.

In dem oben genannten Buch hat eine Enkelin, Rebecca Barg, die Lebensgeschichte ihrer Großmutter Elisabeth Dyck, geborene Wiebe, erzählt. An Hand von Fotoalben hat Oma Dyck sich an ihre Vergangenheit erinnert und sie ihrer wissbegierigen Enkelin erzählt. Es ist ein bewegtes Leben, das hier dem Leser erschlossen wird. Elisabeth Dyck hat sehr viel Schweres erlebt, aber mit Gottes Hilfe ist sie zu einer starken Frau herangewachsen, die ihre Familie versorgt und betreut hat und nun selbst auf die Heimkehr zu ihrem Herrn wartet.

Bereits als kleines Kind verliert Elisabeth ihre Eltern, wird als Waisenkind von ihren Geschwistern getrennt und nacheinander von zwei Pflegeeltern adoptiert. Erst im Jugendalter erfährt sie etwas über ihre eigene Identität und lernt ihre Geschwister kennen. In der Sowjetzeit heiratet sie Kornelius Dyck standesamtlich, kann dann aber doch noch heimlich auch kirchlich getraut werden. Sie bekommen zunächst zwei Jungen, Peter und Gerhard.

Doch dann bricht der Krieg aus. Sie müssen flüchten, Kornelius wird von der deutschen Armee eingezogen, Maria gelingt es, sich mit ihren Kindern zunächst in Polen und dann in Ostdeutschland zu verstecken und so der Deportation zurück in die Sowjetunion zu entgehen. 1949 gelingt es ihr, mit ihren beiden Söhnen nach Gronau ins Lager zu kommen, um dann von Bremerhaven aus nach Paraguay zu fahren, wo sie sich mit ihrem Mann Kornelius wieder vereint. In der Kolonie Neuland im paraguayischen Chaco bauen sie sich eine neue Existenz auf, die Jungen wachsen heran und zwei Mädchen, Elisabeth und Katharina, vervollständigen die Familie.

Viele Einzelheiten aus dem Leben der Familie Dyck werden von der Autorin geschildert. Der Leser erhält auf diese Weise ein anschauliches Bild von Menschen, die aus der Sowjetunion geflohen sind, im Krieg überlebt haben und in Paraguay sich eine neue Existenz aufbauen konnten. Rebecca Barg ist für ihr historisches Interesse zu danken sowie für die sorgfältige Bearbeitung der Erinnerungen ihrer Großmutter.

Jakob Warkentin

Stahl Daniel: *Zwischen Volkstumspflege, Nationalsozialismus und Menonitentum*, unveröffentlichte wissenschaftliche Facharbeit an der Universität Jena, 2007.

Auf dem Symposium des Geschichtsvereins im Jahr 2004 wurde zumindest ein Vortrag der Frage der völkischen Zeit gewidmet. Zum einen dachte das Planungskomitee, dass die reflektierende Aufarbeitung dieses Kapitels unserer Geschichte noch weitgehend aussteht, zum anderen erhofften wir uns gesellschaftliches „Feedback“ darüber, ob und wie weit man dies als Notwendigkeit empfindet. Der Vortrag von Jakob Warkentin ging auf Rollenverhältnisse und Kommunikationsmuster ein, die womöglich bis heute im Selbstverständnis und im Umgang miteinander nachwirken.

Zumindest seit 20 Jahren sprechen wir offener und auch informierter über dies Thema als in den Jahrzehnten davor. Die Bücher von Heinrich Dürksen und Peter

P. Klassen besonders haben dazu verholfen, das zu „entmythologisieren“, was früher nur unter vorgehaltener Hand als skandalträchtige Gerüchte weitergegeben wurde. 1995 und 1999 kamen weitere Titel von Jakob Warkentin und John Thiesen dazu. Andere Arbeiten zu diesem Thema blieben unveröffentlicht, entweder aus Respekt vor der nach 1944 auferlegten Schweigepflicht oder weil sie sich nur an einen kleinen Leserkreis von Historikern wandten.

Eine neue, bislang unveröffentlichte Arbeit liegt nun vor, die als Facharbeit an der Universität Jena entstand. Kurt Daniel Stahl befasst sich darin mit dem Thema „Zwischen Volkstumspflege, Nationalsozialismus und Mennonitentum“. Der Untertitel (der Identitätsdiskurs unter den 1930 nach Paraguay immigrierten russlanddeutschen Mennoniten) deutet noch genauer die Richtung der Untersuchung an. Wie es in einer sauberen wissenschaftlichen Arbeit erwartet wird, geht es hier um eine genaue Definition der Begriffe: Was war Deutschtum, was war völkisch, was war, noch spezifischer, nationalsozialistisch? Der für uns wohl wesentlichste Beitrag dieser Arbeit ist die Untersuchung der Entwicklung der deutschen Identität, die ihre Wurzeln in der Staatenbildung in Europa hat. Stahl geht der Frage nach, wie sich bei den Russlandmennoniten gegen Ende des 19. Jahrhunderts neben dem konfessionellen auch ein nationales Selbstverständnis herauszubilden begann. Und dass dieses nationale Bewusstsein mehr und mehr zum Deutschtum hin neigte, hatte vor allem mit den Anfeindungen als kulturelle Minderheit im Russland der späten Zarenzeit und nach der Revolution zu tun.

Voll zur Entfaltung gelangte dieses Bewusstsein dann durch die Flucht aus Moskau und den Aufenthalt in Deutschland. Die erfahrene Hilfe wurde als Solidarität der Deutschen mit ihren Volksgenossen im Ausland gedeutet. Russlandmennoniten wurden als Bewahrer echt deutscher Identität im Ausland hochstilisiert und ihnen wurde es nahegelegt, diese Rolle auch im fernen Südamerika zu übernehmen, wo sie in einer kulturell so andersgearteten Umwelt ihre Kolonisationsarbeit aufnehmen würden. Die Machtübernahme der Nazis in Deutschland, gefolgt von der sogenannten nationalen Erhebung, bot dann nochmals Auftrieb für den schon bestehenden Identitätsdiskurs.

Uns als Nachkommen jener Epoche mag es schwerfallen zu verstehen, wieso das Deutschtum damals so hochgehoben wurde. Wir können nicht gut nachvollziehen, was Deutsch-Sein mit Schöpfungsordnung, göttlicher Vorsehung usw. zu tun

hat. Wenn eine bestimmte Sicht der Dinge zur Ideologie wird, kann sie die Gemüter der Menschen umso mehr beeinflussen und Fronten schaffen. Was dabei an gesellschaftlichen Spannungen entstehen kann, haben Fernheimer (und Friesländer) damals hautnah erlebt. Die Arbeit von Stahl ist weiter hilfreich, indem sie klar stellt, dass es den Fernheimern in erster Linie um Deutschtum ging, das zwar mit den üblichen rassistisch gefärbten Kategorien verstanden wurde, jedoch eindeutig von der eigentlichen Naziideologie abzusetzen ist. Wenn also ein Werk über diese Zeit den Titel „Mennonite and Nazi?“ trägt, so ist das ein etwas sensationslüsterner Begriff, der zum Verkauf des Buches mehr beiträgt als zur Klärung eines Tatbestandes. Ähnlich so, mit manchen journalistischen Arbeiten, die im Chaco einen regelrechten Außenposten der Nazipartei witterten. Die Fernheimer suchten nach einer Identität, und erst als sich ihr Deutschtum als ideologisch überspitzt erwies, setzte ein langsamer Prozess ein, der wiederum das Wesentliche in den konfessionellen Wurzeln zu finden suchte, wobei die Glaubensbrüder in Nordamerika behilflich waren. Um diese Zusammenhänge zu „erhellen“ (ein beliebter Ausdruck bei Karl Jaspers), wird die Arbeit von Daniel Stahl in Zukunft willkommene Hilfestellung leisten.

G. Niebuhr